# DIE KARLISCHE RENAISSANCE UND DAS DEUTSCHE SCHRIFTTUM

Von Georg Baesecke (Halle)

## I

Daß die „Karlische Renaissance"[1]) (eine Karolingische gibt es nicht) mit Recht so genannt werde, entscheidet nicht ihr Verhältnis zur italienischen, sondern ihre eigene Überlieferung.

Und danach bekennt sie sich durch den Mund des Hofpoeten Naso-Modoin[2]) zu diesem Namen. Er läßt in einer etwas entarteten Ekloge als *puer* „seinen Palemon" von der Burg des „neuen Rom" über die Lande hinschauen, die sich im Reiche zusammenfinden,

*Rursus in antiquos mutataque secula mores.*
*Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi.*
Und ins einstige Leben sich wieder verwandeln die Zeiten:
Neu wird das goldene Rom dem Weltkreis wiedergeboren.

Modoin spricht also nicht mehr wie Vergil im Gedanken an Augustus (oder später Calpurnius an Nero) von der Wiederkehr des Urglücks der ersten Menschheit[3]), sondern was jetzt wiedergeboren wird, ist die **aurea Roma** des Augustus, in der jene goldene Zeit schon einmal wiedergeboren war, und dieser Ausdruck dürfte mit so vielen anderen von Ovid herrühren[4]).

---

Abkürzungen in den Fußnoten: B. = Berlin, H. = Halle, L. = Leipzig, M. = München, St. = Stuttgart, W. = Wien; die Jahrhundertzahlen der Erscheinungsjahre fehlen, wo keine Zweifel möglich sind.

[1]) S. Singer, Germ.-Rom. Monatsschr. 13. 187ff. u. 243ff.; M. Manitius, Bildung, Wissenschaft und Literatur im Abendlande von 800 bis 1100, Crimmitschau 25, S. 16ff.; H. Naumann, Karolingische und Ottonische Renaissance, Frankfurt a. O., o. J. (27), S. 5ff.; B. Gebhardt, Handbuch der dt. Geschichte [7]I, hrsg. v. R. Holtzmann, St.—B.—L. 30, S. 171f.; K. Hampe, Herrschergestalten des deutschen Mittelalters, [5]L., o. J., S. 29ff.

[2]) Mon. Germ. hist., Poetae Latini aevi Carolini I. 382ff., 385. 26ff.; M. Manitius, Gesch. d. lat. Lit. des Ma's I, M. 11, S. 549ff.

[3]) Vergil, Aeneis VI. 789ff.; Calpurnii et Nemesiani Bucolica ed. C. Giarratano, Turin 24, I. 42 (Aurea cum pace renascitur aetas).

[4]) Ars amatoria III. 13 (Aurea Roma).

Es handelt sich aber hier um fest gewordene Bezeichnungen. Denn in eines Unbekannten großem epischen „Gedicht von Karl dem Großen und Papst Leo“[1]) steigern sich zwei Hexameter hindurch barbarisch-achtfach die Beiworte von Rex Karolus über „Haupt der Welt“ und „verehrungswürdiger Gipfel Europas“, bis der dritte, mit Augustus beginnend, zugleich gewaltig abschließt. Aber Karolus ist so auch Herr über das neue Rom, die Roma secunda:

*Rex Karolus, caput orbis, amor populique decusque,*
*Europae venerandus apex, pater optimus heros,*
*Augustus, sed et urbe potens, ubi Roma secunda . . .*

Es folgt dann, wie bei Modoin von Palemon so hier von Karl, bei beiden von der hohen Burg erschaut, der Bau des neuen Rom, Aachens, mit Palästen, Theater und Thermen, mit Mauern und Hafen, mit Markt und Rathaus. Freilich nicht nach der Wirklichkeit, auch nicht der des alten Rom, sondern ganz nach dem Bilde, das Vergil in der Aeneis nach ihr, aber von dem neuen Karthago seiner Märchenkönigin Dido entworfen hatte. Wundersame Schöpferkraft einer Dichtung, wenn sie einmal, wie Vergils, erhoben ist!

Wie das Goldene Rom des Augustus eine Renaissance des goldenen Zeitalters der ersten Menschen gebracht hat, so bringt Karl (nach Modoin) die Renaissance nicht irgendeiner klassischen Antike, sondern des Augusteischen Goldenen Rom. Daß „Renaissance“ in Verbindung mit „italienisch“ und auch ohne sie eine immer umfänglichere und tiefere Bedeutung in Anspruch genommen hat, kann die Namengebung Modoins nicht unrichtig machen, geschweige das Leugnen oder auch nur das Bezweifeln einer Karlischen Renaissance begründen[2]).

Sie wird ihrerseits zunächst ein Anspruch der Hofdichtung, in deren gesteigerter Geistigkeit der Vorsprung des nichtfränkischen Abendlands, Italiens und Spaniens, Irlands und Englands, sich unter Alkuins Führung zum ersten Male auch den besten fränkischen Geistern, und zwar gemeinsam mitteilt; und wir glauben dies Leben am schönsten in dem heiter großen und so oft vor uns entrollten Bilde erhalten, das Theodulf[3]) davon entworfen hat. Aber wie stand Karl über diesem Kreis, den er doch gewählt und zusammengezogen hatte? Und wie also auch, trotz allem, über Alkuin[4]), den er schon 781 festhielt und auf Lebenszeit an sein Frankenreich band, als wäre er ihm der höchste Berater in allen geistigen Dingen?

[1]) MGh., Poetae I. 368. 92ff.; Vergil, Aeneis I. 423ff.; A. Ebert, Allg. Gesch. d. Lit. des Ma's im Abendlande, ²L. 80, S. 59ff.; Manitius S. 546f.

[2]) K. Burdach, Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation, Berl. Sitz.-Ber. 1910. XXXII; H. Lohmeyer, Vergil im dt. Geistesleben bis auf Notker III., B. 30, S. 87.

[3]) MGh., Poetae I. 437ff., 483ff.

[4]) Manitius S. 273ff.; vgl. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II³, L. 12, S. 129ff.

Alkuin kannte bereits von seiner northumbrischen Heimat her das Verhältnis des Lateins zur Volkssprache, das Karl in den folgenden Jahrzehnten, also wohl unter seiner Leitung, in seiner Welt durch Übersetzungen ins Deutsche anzubahnen versuchte. Und Alkuin, einst Zögling, dann Lehrer und Leiter der Schule von York, brachte den gewaltigen Vorsprung des gelehrten angelsächsischen Humanismus mit: ihn hatte sein 778 zurücktretender Lehrer Erzbischof Aelbert mit der Betreuung der einzigartigen Bücherschätze von York betraut: der Schüler hatte sie einst mit ihm auf gemeinsamen Reisen zum Festlande erworben und gemehrt. Und er zählt sie in seinem besonderen Gedichte 'Die Heiligen der Kirche von York'[1]) auf, darunter neben den Grammatikern Plinius, Tullius der „Ungeheure", Statius, Lucanus und Vergil, an dem er als Leiter der Schule so wenig wie Hieronymus vorbeikommen konnte. Aber sein Verhältnis zu ihm ist gewiß näher gewesen, als er später gern zugegeben hätte. Es spricht sich, wie wirs hier brauchen, in einem brieflichen Frühlingsgedicht an einen seereisenden Schüler aus, das mancherlei Eklogenzüge trägt, auch Phoebus und die Musen auftreten läßt[2]):

*Fas idcirco, reor, comprendere plectra Maronis,*
*Somnigeras subito te nunc excire camenas,*
*Carminibusque sacris naves implere Fresonum,*
*Talia namque placent quia munera patri.*

Recht ist's, denk ich darum, du ergreifst die Vergilische Harfe,
Jetzt zu erwecken sogleich die schlafbefangenen Musen
Und zu erfüllen mit heilgen Gesängen die Schiffe von Friedland,
Denn euer Vater erfreut sich ja doch an solchen Geschenken.

Es ist der junge Alkuin, der der Winelieder, der so schreibt, denn der ältere ist strenger geworden, und da hören wir auch einmal Karls abweichende Meinung in diesem Punkte[3]): der Dichter schreibt auf eine wissenschaftliche Frage, die er nicht beantworten kann *iuxta Vergilii vestri prophetiam:*

*saepe ego longos*
*Cantando puerum memini me condere soles,*
*Nunc oblita mihi tot carmina, vox quoque Flaccum*
*Jam fugit ipsa:*

oft habe ich lange
Sonnentage mit Singen verbracht als Knabe, ich weiß noch,
so viele Lieder, die jetzt ich vergessen, auch läßt schon die Stimme
Flaccus im Stiche.

---

1) MGh., Poetae I. 160ff., 169ff. V.1548ff.

2) Ebenda S. 273 Nr. LIX.

3) MGh., Epp. II.233; Vergil, Eclog. IX. 51ff.; Lohmeyer S. 172 Nr. 188.

Es sind Vergilische Verse bis auf den Namen Flaccus (= Alkuin), der für Moeris der Ekloge eingesetzt ist, und Moeris war seinerseits eine Maske des Dichters: Alkuin nimmt mit „Euer Vergil" Abstand von seinem Herrn und entschuldigt zugleich seine eigene Vergeßlichkeit mit ihm gebrauchsfertig bereitliegenden Vergilversen.

Vielleicht ist es doch eine einfache Altersentwicklung, die vom „Goldenen Rom" abführt: der Mönch, der zu hohen kirchlichen Würden emporsteigen weder will noch muß; der empfindliche Gelehrte, der sich, auch in der großen Welt und auch in Tours als Herr über 20000 Knechte seiner Abtei, den eigenen Aufgaben rettet, Politik und Kampf flieht, es sei denn um die kirchliche Lehre; noch als Erblindeter auf den Ruhesitz verzichtet und dann in seinen Schülern und Enkelschülern für eine ganze große Folgewelt nachlebt; ein peinlicher und pedantischer *grammaticus* vor allem andern — darin enger als Beda, der andere Mönchgebliebene —, weich außer im Federstreit, zu weich, um aus den alten Bekenntnisformeln auszubrechen, die er im Herzen überwand[1]); liebebedürftig und darin zum Dichter werdend: der Lehrer und Gelehrte seines Staates.

Andrerseits dürfen wir uns Karl nicht als bequemen Gebieter vorstellen, als den guten Schulvater, der sich nach altvolkstümlicher Auffassung in die Bänke der Kleinen klemmt, um ohne übles Vorurteil Lesen und Schreiben zu lernen. Wir sehen aus jenem Gedichte Theodulfs, daß die dargestellte Hoftafel der Akademiker auch eine Vorführung mit Publikum war, und sehen aus Briefen, wie schwere Schmeichelei selbst Alkuin für angebracht hielt. Kurz und steil war doch der Pfad, der die austrasischen Hausmeier aus der tückischen Mordwut und der fleischlichen Verkommenheit der Merovinger emporführte, und wir finden außer politischen Zielen gleich auch die Kräfte, sie zu erreichen, vorgebildet: den Verstand, die rasche Tatkraft, das unbeirrbar Zielstrebige des königlichen Willens so gut wie die familienhafte Männlichkeit, die sich noch fränkisch gibt und kleidet und sich neben allen Pfalzen und Kirchen ein Haus „nach Urvätersitte" errichten läßt, „daß er dort mit seinen Gefolgsleuten, die das Band der Treue verknüpft, sich erfreue"[2]), eine Halle des „Saaljubels" also, mit dem Beowulfdichter zu sprechen.

Mehr noch: Karl muß doch wohl die Hofschule[3]) der Merovingischen Könige und noch seines Vaters Pippin besucht haben, die Prinzen und Edelinge für den Staatsdienst zu erziehen, ihnen also wohl insonderheit das römische Erbe in Dialektik, Rhetorik und Recht zu vermitteln hatte, natürlich auf der Grundlage der „Grammatik". Man erkennt das, abgesehen von

---

[1]) Hauck II[3]. 144ff.

[2]) MGh., Poetae I. 352 und 353 Nr. I.

[3]) H. v. Schubert, Geschichte der christl. Kirche im Frühmittelalter, Tübingen 21, S. 376 und 714.

der Fortführung der politischen Grundlinien des Vaters und Großvaters, bald an der Fürsorge z. B. für Urkundenwesen und Gesetzgebung. Jedenfalls aber genügte es, um dem kraftvollen bildungshungrigen Geiste Karls manche Verdunklung zu ersparen und ihm ganz unbequeme Fragen an seine Gelehrten und sogar an den Papst zu erlauben: der arme irische Astronom Dungal in St. Dénis etwa sollte das von Abt Fridugis, dem dereinstigen Nachfolger Alkuins in St. Martin von Tours, behauptete Sein des Nichts und der Finsternis begutachten. „Aber nichts von Allegorie oder Bildlichkeit, nur nacktes Wort und nackter Buchstabe, die die nackte Sache bezeichnen!"[1]) Nichts von der wissenschaftlichen Dunkelkammer der Zeit: es ist die nachtwandlerische Sicherheit des Gedankens, die uns auch an der großen Politik dieses Mannes erschauern läßt, und wir wissen von dorther, wie auf solches Zupacken ein grimmiges Festhalten und Durchgreifen folgt.

Oder, näher an unserem deutschen Schrifttum: als Karl zur Erklärung des Taufgelöbnisses[2]) fragte, was *pompa diaboli* sei, scheint er wenigstens bei Hofe keine Antwort erhalten zu haben, und es mag ein Unwetter niedergegangen sein, ehe er sich zu einem Rundbriefe an sämtliche Erzbischöfe seines Reiches entschloß. Das Ergebnis war Ausweichen, Sichwinden, hilfloses Versagen. Welch gewaltige Mittel anscheinend an kleine Fragen gewandt und welch unbetrügliches Verantwortungsgefühl!

Einer dieser Vorgriffe eines herrscherlich-weltoffenen Geistes ist es dann aber auch, wenn Karl von Alkuin zuletzt noch die Deutsche Grammatik begehrt, natürlich eine nach den erhaltenen lateinischen vorgestellte, ein Vorgriff, der das Vernünftige, wenn auch noch Übermenschliche aus einer dreivierteltausendjährigen Zukunftsferne in den eigenen Bereich zog. Dennoch suchte Alkuin auch hier zu folgen, aber eben doch zu folgen.

Der lateinische Ausgangspunkt war ihm einst die (aus Donats hervorgegangene) Grammatik Bedas gewesen; der deutsche muß für uns wahrscheinlich die unerhört sichere und schöne Übersetzung der sog. „Isidorsippe"[3]) sein, mit ihrer eigenwillig-vernünftigen Schreibung zwischen Rheinfränkisch, Romanisch, Angelsächsisch und etlichen ausgetüftelten Besonderheiten schwebend, ein Sonderstück festgelegter fränkischer Hofsprache, fast schon wegen des Briefwechsels zwischen Karl und Alkuin für ihr Murbach und das Jahr 796 zu beanspruchen, in dem dann Alkuin die Hohe Schule in Tours erhielt.

Die grammatischen Überlieferungen, die in den sprachlichen und ortho-

---

[1]) Ebenda S. 711; Hampe S. 33.

[2]) Vf., Nachr. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen 1944, S. 66ff.; Hampe S. 40.

[3]) G. Ehrismann. Gesch. d. dt. Literatur im Mittelalter I², M. 32, S. 273ff.; Vf., Unerledigte Vorfragen d. ahd. Textkritik und Literaturgesch., Beiträge 69, 367ff.

graphischen Eigenheiten dieser Schriften unverkennbar sind, lassen sich aber nicht aus der systematischen 'Grammatica'[1]) mit ihrer nicht zu überbietenden Unübersichtlichkeit herleiten, sondern, wenn überhaupt, nur aus der alphabetisch geordneten 'Orthographia' Bedas[2]) oder des schon daran geschulten Alkuin selbst, die ihre Warnungen vor vulgären Wortbildern unter sehr verschiedenen Lemmaten anbringt, sie während der Überlieferung bereits vermehrt hat und weiterhin beliebig vermehren kann. Sonderbarer Vorwurf, daß sie nichts oder wenig Unbekanntes aus älteren Quellen biete: wer sucht solches Alte bei Alkuin? Der Wert liegt in dem Neuen, das auf die neuen, namentlich fremdsprachlichen Sprecher und Schreiber schließen läßt, auf den Anweisungen, die an sie gerichtet sein müssen. Dieselben Fragen werden unter verschiedenen Stichworten und unter verschiedenen Gesichtspunkten verhandelt, das Dargebotene erstreckt sich von der Rechtschreibung durchaus auch auf andere sprachliche Provinzen, und es entsteht ein amüsanter Unterricht, in dem jeder schon nach seinem Sprachgefühl und Schreibgebrauch sich einmal ernst genommen und zum Mitreden aufgefordert denken kann. Man darf annehmen, daß Alkuin nach dieser lateinischen Sammlung auch deutsche angelegt und von daher Karls Gebot einer *Grammatica patrii sermonis* zu verwirklichen geplant habe.

Beispiele[3]): Es wird dem merovingisch-vulgärlateinischen Verwechseln von *i* und *e* entgegengearbeitet durch etymologische Darlegung des Unterschiedes von *dilectus* und *delictum,* von *venia* und *vinea.* Entsprechendes bei *b* und *v* in *vaccas* und *baccas, avena* und *habena,* und hier spricht zugleich der Kampf um das im Romanischen verschwundene *h* ein. Bei *haud* und *aut* erschließen wir zugleich den Zusammenfall auslautender *d* und *t* (so auch bei *ad* und *at*). Dgl. ist jedesmal mit Ausblicken auf Form, Sinn oder Herleitung verknüpft. Den Angelsachsen glauben wir zu erkennen an den Aufzählungen der richtigen *ae* in *aetas, aequitas, aequus* und daneben *equus*; *quaestor a quaerendo quasi quaesitor quaestus lucri:* also etymologische Herleitung gegenüber dem Erinnern an den Wortsinn in *questus lacrimarum.* Merkwürdig, aber echt alkuinisch die Anführung des alten griechischen *F* (mit Lautwert des lateinischen *v*) nach der Ähnlichkeit des Zeichens unter *F* zu finden mit den Beispielen *Firgo virgo, Fotum votum.* Dies *F* gehört zu den Buchstabenerfindungen des Kaisers Claudius[4]), an die sich der Merovinger Chilperich angeschlossen hatte.

Bezeichnend für die Geltung des alten grammatischen Analogieschlusses der Pergamener der Satz aus der Wortbildungslehre „*Audacter*“ *latinum est, sed* „*audaciter*“ *melius:* wegen *atrociter* und *ferociter*! In die Bedeutungslehre führt die Warnung vor einem eingeschlichenen Mißbrauch: „*Nimis*“ *dicitur quidquid*

---

[1]) H. Keil, Grammatici Latini VII, L. 80, S. 306. 26ff.

[2]) Ebenda 284. 18.

[3]) Im Alphabet der Orthographia leicht zu finden.

[4]) Keil VII. 302. 6, vgl. Kassiodor ebenda 148. 5ff. u. 161. 4ff.; W. v. Strzelecki bei Pauly-Wissowa, Real-Enzyclopädie der klassischen Altertumskunde² Spalte 1482 u. 1469; Vf., Vor- und Frühgeschichte des dt. Schrifttums I, H. 40, S. 128.

*plus dicitur quam oportet . . . Sed aliquando Latina lingua hoc verbo sic abutitur, ut „nimis“ pro eo, quod est „valde“, ponatur, veluti positum invenimus in litteris sacris* mit einem Tadel selbst der Hl. Schrift.

*Accusso* ist mit Doppel-*s* zu schreiben, und das wird im Texte gleich mehrfach befolgt. *Exsul* und *exspectatur* haben ihr *s* wegen *extra solum* und *spectatur* beizubehalten, *expecto* dagegen gehört zu *pectino* „kämme“ (gegen Bedas mit Kassiodors 'Orthographia'; nach Isidor steckt das *s* schon in *x*). Dabei verfällt Alkuin selbst der Verwechselung von *i* und *e* durch *indegena*: es bedeute *inde natus*. (Mit derselben Begründung schreibt Beda das geläufige *indigena*.) Noch stärker *obaudire* statt *oboedire* wegen *audire*. Eigene Erfindung geradezu scheint *Filex dicitur, qui felicitatem dat; felix, qui felicitatem accipit.*

Spätere Zusätze haben diese Selbstherrlichkeit noch weitergeführt. In dem Streit um *adulescens* (nach *adultus*) und *adolescens* (nach *adolescere*) entscheidet sich Alkuin nach einem alten handschriftlichen Zusatze salomonisch für *adoliscens*, wo es nicht als Particip zu *adolescere* gehört.

Wir erkennen den Mann, den der König bestimmte, die Bibeltexte zu reinigen und von dessen Schule in Tours dann die neuen „Alkuinbibeln“ ausgingen[1]): nach der 'Epistola de litteris colendis'[2]) galt es eine neue Grundlage des Gottesdienstes, die in allem alle besten Kräfte erforderte, *quia, quod pia devotio interius fideliter dictabat, hoc exterius propter negligentiam discendi lingua inerudita exprimere sine reprehensione non valebat.*

In jenem unsystematischen Orthographiebüchlein für das Latein glaubten wir also die Keime zu entsprechenden Sammlungen für den deutschen Isidortext und seine Sippe suchen zu dürfen. Und wir denken dabei etwa an die innerhalb des Althochdeutschen einzig hier durchgeführte Unterscheidung des *z*- von dem *ß*-Laute, den *h*-Zusatz zum Zwecke, gewissen Lauten einen Sondersinn festzuhalten oder danach zu geben (*ch, dh, bh, gh, quh*). Die Regelungen wirtschaften stark mit Analogieschlüssen. Es entsteht so ein Schriftbild, das von dem gewohnten, meist auf einfachem Gleichsetzen lateinischer und deutscher Buchstaben beruhenden, eigenwillig abweicht und umständlich, pedantisch, aber auch wissenschaftlich anmutet. (Die Schreibung *chi*- statt *ghi*- für das Präfix und auch *quh* sehen wie Schulmeisterdenkmäler aus.) Die Verwandtschaft mit der 'Orthographia' wird nun durch die Beispiele bestärkt, auch durch die Rücksicht auf romanische und angelsächsische Schreib- und Sprechweise. Wie weit dann gewisse rechtwinklige Einbrüche in die Wort- und Formbildung der Mundart (Flexionssilben der schwachen Nomina, Plurale der schwachen Verba u. ä.) auf überlegten Beschlüssen des Übersetzers beruhen, bleibe noch dahingestellt.

Karl hätte demnach den Freund doppelt prüfen können, am lateinischen Texte der Bibel, am deutschen der Isidorischen Übersetzungen. Und so sei uns dies gewaltig vorgreifende Grammatikgebot das Siegel auf sein Herr-

[1]) F. Steffens, Lat. Paläographie, [2] B. und L. 29, S. 46f.

[2]) MGh., Capitularia I.I Nr. 29, S. 79. 25f.

schertum auch in dem auserwählten Kreise der Akademiker, von dem wir die Karlische Renaissance ausgehend dachten.

Ihre Vorbilder sind in der Tat die Werke der römischen Klassik unter Augustus in der schon von den Iren bevorzugten Dreizahl der Namen Vergil, Ovid, Horaz. Grade die Auferstehung dieser Augusteischen Dichterwelt aber brauchen wir glücklicherweise nicht nach Eindrücken abzuschätzen, können sie vielmehr von unten an mit nüchternsten Augen beobachten: die 'Monumenta Germaniae, Poetae I' verzeichnen die kleinsten Entlehnungen und machen die Zusammenhänge handgreiflich. Denn die kaum zu zählenden Versstückchen, die da übernommen werden, tragen ja alle mit dem Wortlaut auch Inhalt, Kostüm, Requisit — und Geist mit sich, sie hausen und rumoren in jugendfrischen Gedächtnissen; die metrischen Formenteile suchen begierig ihresgleichen und springen mit oder ohne neuen Gedanken hinaus, wenn ein schöpferischer Wille sie treibt. Dann steht auch der Olymp auf der neuen Erde, der Sonnengott fährt mit seinen Rossen über den Himmel, Faune bevölkern den Wald, die Musen werden ganz unentbehrlich, die Gestalten wie die Namen der Hirten- und Heldengedichte kehren wieder, und schon ist auch das Hirten- und das Heldengedicht selbst da. So erfüllt sich schließlich der Tischkreis Karls mit dieser Welt, daß er ihre Namen zu eignen macht.

Wenn aber die Kluft so breit war zwischen Vergil, der seinem frommen Aeneas schon in Urzeiten die Augusteische Zukunft kundtut und in ihm die neue rückschauende Staatsfrömmigkeit heldisch gestaltet, und andrerseits dem frechen Ovid, dessen Schifflein an ihr zerschellte, — wie königlich muß dann die Kraft gewesen sein, die jene fränkischen Hofdichter und so viele Geistliche mit ihnen so tief Verschiedenes als eins empfinden und trotz seines Heidentums begehrenswert erscheinen ließ gegenüber dem sonstigen Schrifttum der Vergangenheit und Gegenwart! Wie konnte auch eine kirchliche Obrigkeit, selbst wenn sie Vergil als Propheten des Kommens Christi zuließ, Ovids Hetärenpoesie dulden, den doch selbst Kaiser Augustus in unschädliche Ferne verbannt hatte?

Wer sich antike Dichtungen zu erwerben versucht hat, kann sich die Stufen wohl vorstellen, die den Jüngling von mühseligem Wortklauben, vielleicht auch roher Erregung befreiend emporführen zu geschichtlicher Zucht, zum Gefühl adligen Sonderbesitzes, zu künstlerischem Genießen vollendeten Formenspiels und seiner Verschlingung mit neu erwachsenden Inhalten, zu befreitem Aufatmen im leichten Äther einer um die fremde aufs Doppelte erhöhten Eigen-Welt und Menschenschau.

Bei den Menschen von damals würde das alles um so kräftiger gewesen sein, je tiefer der Aufstieg begann und je höher er führte, nämlich in eigne dichterische Betätigung.

Aber es war wohl etwas weit Wirklicheres, was eben Vergil solche Über-

macht gegeben hat und ihn zuerst, längst vor allen andern altheidnischen Dichtern, der Glossierung für wert hat befinden, vielmehr sie sogar erforderlich scheinen lassen, nämlich das Nachleben der römischen Schule.

Denn nach Erledigung des Anfängerunterrichts (laut 'Admonitio generalis' von 789)[1]) beginnt das eigentliche Studium gemäß der altrömischen Gepflogenheit mit den *septem liberales artes*, 'den sieben Wissenschaften der Freigebornen'. Wie scharf man das zu verstehen habe, besagt glücklicherweise die sog. Hirtenanweisung von Neuching[2]), die aus den Beschlüssen einer Riesbacher Synode von 798 hervorgegangen und ein Werk des Erzbischofs Arn von Salzburg sein dürfte. Da heißt der zweite Satz: „Ein jeder Bischof soll in seiner Stadt eine Schule einrichten und einen einsichtigen Lehrer *(sapientem doctorem)* anstellen, der nach der überkommenen Art der Römer *(secundum traditionem Romanorum)* unterrichten könne." Arn kam aus der Schule Arbeos, der ja allein einst den unmittelbaren Anschluß an die römische Wissenschaft nicht nur durch Unterricht, sondern auch gleich durch literarische Tat bewahrt hatte und so statt der sonstigen undeutlichen Bezeichnung auch allein die namentliche, *secundum traditionem Romanorum*, weitergegeben haben mag[3]).

Er bestätigt dadurch zugleich den Beginn der höheren Schule mit der *grammatica*, und Vergil ist es vor allen andern, der ihr die Regeln gibt mit den Beispielen dazu: man hat errechnet, daß die lateinischen Grammatiken von Donat und Priscian 2803 Vergilverse als Beispiele anführen neben 250 von Horaz und 105 von Ovid[4]): der Herr des Lateins wurde der Jugend von früh an Vergil.

Diese Verankerung des Lateins mußte freilich in Deutschland, wenn es auch auf lange nur sehr wenig solche Schulen gab, etwas ganz andres bedeuten als im Römerreiche und seinen nachmals romanischen Provinzen: da galt es noch zuletzt die Aufrechterhaltung der eignen alten Hochsprache gegenüber dem Vulgärlatein, bei uns aber die schulmäßige Erlernung einer wurzellosen Fremdsprache, deren maßgeblicher Vertreter nicht ein Großer des eignen Volkes, sondern ein Heide war, ein schwer erreichbares Muster für das vorgeschriebene Versebauen, als Dichter menschlich anziehend, erheiternd und befreiend, voll erstaunlicher Wunder, die man darüber nicht vergessen konnte — vielleicht aus teuflischer Verlockung.

Und war die *ars grammatica* in der Gelehrtenschule die unterste der sieben Wissenschaften, so war sie doch weitaus die breiteste und zu einer Herrschaftsstellung schon deshalb vorbestimmt, weil sie jetzt nicht nur eine

---

1) Ebenda I.I Nr. 22 § 72.

2) MGh., Conc. II.197; Hauck II³. 459².

3) Vf., Der dt. Abrogans und die Herkunft d. dt, Schrifttums. H. 30, S. 154ff.

4) Lohmeyer S. 44 u. Anm. 180.

Fremdsprache zu lehren hatte und zu den Schrifterklärungen aller Art auf den übrigen Stufen, zu oberst der Theologie, erforderlich blieb.

Denn hier im Westen gab es ja nach dem Einbruche der Germanen kein einfaches Fortleben der Hochsprache wie im griechischen Osten. Nur die Erschaffung des immer neu, ohne Familienschoß und Kinderstube, zu erlernenden Schullateins der Fremden, insonderheit Germanen, das als „Mittellatein“[1]) die alte Hochsprache mitsamt ihren Inhalten vor dem Tode in den noch kulturlosen Vulgärsprachen bewahrte, enthielt den Weg, der mit starkem Zwange wie zwischen Mauern eines Weinberges zurück- und, wenn man ihn weiter ausging, zugleich empor ins klassische Altertum führte. Er lag vorgezeichnet in der Herkunft der Schul-Lehre, ihrem Inhalt und Aufbau, in den ständigen Beispielen aus den besten alten Dichtungen und Prosaschriften und am deutlichsten in den Versbauübungen, die alte Vorlagen ausnutzen, bis man zweifelt, ob der Alte oder der Junge der Dichter ist oder schließlich ein neuer Dichter ersteht: Walahfrid und Ekkehard schufen in der Vision Wettis und dem 'Waltharius' „Schularbeiten“.

Diese Fremdsprache war unumgänglich und heilig geworden, viel unumgänglicher und heiliger noch als das Lateinische und Griechische im neuen Gymnasium des 19. Jahrhunderts, das nun statt der Theologie der Klassischen Philologie jenen gewaltigen Vorsprung einräumte, indem es für Geist und Herz die Tore zur Vergangenheit für neue Wiedergeburten offenhielt. So sind denn neben den zahlreichen alten Grammatiken aller Verjüngungs- und Verdünnungsgrade die Dichtungen Vergils eingedrungen und für die Schule glossiert. Sie pflegen nun mit den Grammatiken eine letzte Klasse in den Bibliothekskatologen zu bilden.

Die treibende Kraft aber war auch hier Karl, dem ja alle Bildung besonders am Herzen lag. Wir wissen aus seiner schon (S. 149) erwähnten 'Epistola de litteris colendis', in der er von Bischofsitzen und Klöstern nach ihm vor Augen gekommenen Schriftsätzen mit außerordentlicher Schärfe fordert, daß man sich schon um eines wirklichen Gottesdienstes willen besserer Sprache befleißige und dazu wetteifernd lerne. Das ließ sich kaum schneidender sagen als mit dem Verse des Evangeliums[2]) „entweder wirst du aus deinen Worten gerechtfertigt oder aus deinen Worten verdammt werden“. „Denn“, fügt Karl hinzu, „wiewohl es besser ist, gut zu tun als zu wissen, so liegt doch das Wissen vor dem Tun.“[3]) Es handelt sich dabei durchaus um Stilistisches, um schulmeisterliches Lernen, und dazu sollen geeignete Lehrer ausgesucht werden.

Das einzige auf uns gekommene Stück hat grade den armen Baugulf von Fulda (780—802) getroffen, unter dessen Herrschaft spätestens wir die (nach

[1]) Vgl. E. Bickel, Lehrbuch d. Gesch. d. röm. Lit., Heidelberg 37, S. 294ff.

[2]) Matth. 12. 37.

[3]) MGh., Capitularia I.I 79. 15ff.

unserer Überlieferung) ersten germanisch-deutschen Literaturaufzeichnungen glauben ansetzen zu dürfen (die letzten Vorstufen des Wessobrunner Hymnus und des Hildebrandliedes). Indessen um Deutsches handelte es sich zur Zeit dieses Briefes überhaupt noch nicht, das Karl hätte milder stimmen können. Der Brief wird also noch vor der Reihe der Verdeutschungsaufträge liegen, die seit der 'Admonitio generalis' ergingen; desgleichen vor dem nächstverwandten Mahnbriefe Karls, der Epistola generalis, die nun auch die Beschaffung gesäuberter kirchlicher Texte, der Bibel (Alkuins), der von Paulus Diaconus gesammelten alten Predigten forderte, und die Arbeit an diesen begann frühestens 786.

Diese Sorgen liegen also schon in den Anfängen der philologisch-erziehlichen Bemühungen Karls. In sie aber ist als neues Hauptstück, und zwar insbesondere der Karlischen Renaissance, die Vergilglossierung[1]) einzureihen, die, wenn nicht alles täuscht, von dem Herrn angeordnet ist als Grundlage des neuen Vergilstudiums.

Wir haben von Vergilglossen außer fünf einzelnen nicht weniger als dreizehn Sammlungen von 4 bis weit über 3000, zusammen wohl über 6300 Nummern (eingerechnet die 4 mit trockenem Griffel eingeritzten und erst nachträglich entdeckten), wovon nur die etwa 200 der Oxforder und die 16 der Einsiedler-Handschrift noch 10. Jahrhunderts sind, die übrigen erst Aufzeichnungen des 11. und 12. verdankt werden. Sie erstrecken sich über alle Bücher der 'Eclogae' ('Bucolica'), der 'Georgica' und der 'Aeneis'[2]).

Es läßt sich mit Hilfe einer umständlichen Untersuchung, die aber hier ganz auf Kredit gehen muß, einigermaßen beweisen, daß in den sechs wichtigsten und stärksten dieser Sammlungen, etwa 4/5 des ganzen Nummernbestandes, nach Inhalt, Anordnung und Lesarten der ihnen laut Lemmaten zugrunde liegende gemeinsame Lateintext (×d) mit dem der Berner Vergilhandschriften 165 und 184 (= b+c) nächst verwandt war, und zwar so, daß er unmittelbar aus derselben Vorlage stammte. Soweit aber Lesarten der altrömischen Majuskelhandschriften zu b oder c stimmen, ist immer R, der 'Codex Romanus' 6. Jahrhunderts, dabei, und er ist ein Schatz des merovingischen Haus- und Bestattungsklosters St. Dénis vor den Toren von Paris. Danach muß er auch der Vater von ×d gewesen sein, und diesem wurde dann die deutsche Urglossierung beigegeben.

Dieser Zusammenhang läßt sich zunächst am besten aus den beiden Sammlungen der großen Schlettstadter Glossenhandschrift 12. Jahrhunderts[3]) erschließen: den Glossierungen des Textes gehen andre voraus und folgen andre, zum Teil lateinisch-lateinische, die sich mit anderweiten literarisch-rhetorischen Worterklärungen befassen und u. a. auch den Vergilkommentar des Servius

[1]) E. Steinmeyer, Die dt. Vergilglossen, ZfdA.15.1ff.; ders., Die ahd. Glossen II. 625—733, IV. 347—53.

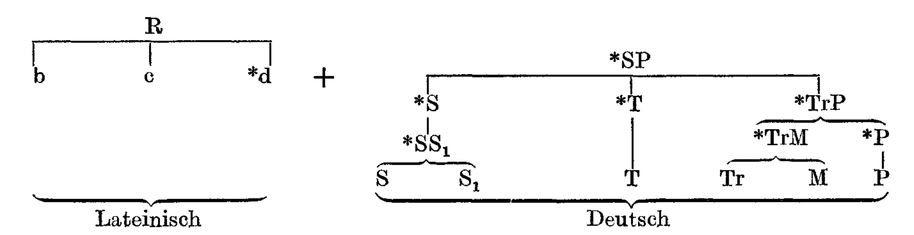
[2]) Ebenda II. 675ff. (S), 686ff. ($S_1$), 625ff. (T), 698ff. (P), IV. 347ff. (Tr), II. 688ff. (M); O. Ribbeck, Prolegomena critica ad P. Vergili Maronis opera maiora, L. 66, S. 226, 229f., 285ff., 333ff.; Bickel S. 1—3.

[3]) J. Fasbender, Die Schlettstadter Vergilglossen und ihre Verwandten, Straßburg 08.

benutzt haben; dabei erweist sich die Sprache, die ihre Altertümlichkeit ganz erstaunlich gut erhalten hat, als ein Hochalemannisch der Jahre um 800. Die Übersetzung war auf den Zusammenhang, nicht auf das einzelne Wort bedacht und um so brauchbarer, als die Beigaben des Servius herangezogen und mit in die Glossierung verwoben wurden. Die Wiedergabe einer Seite von b[1]) zeigt uns auch, wie wir uns die Urstufe unserer Glossierung zwischen und neben den Zeilen von ×d zu denken haben und wie nah der Serviuskommentar des Randes dem Glossator zur Hand war.

Nach Festlegung der Gemeinsamkeit unserer fünf Sammlungen im lateinischen Vergiltext folgt die der Verwandtschaften der Glossierungen aus den Gemeinsamkeiten an Fehlern und Besonderheiten mit S und $S_1$ wie unter einander um so leichter. Es ergibt sich dann diese Stammtafel, die freilich nur erst das Grobe aussagt:

(S und $S_1$ die Schlettstadter, T die Tegernseer, P die Pariser, Tr die Trienter, M die Melker Glossierungen.)




b aber ist laut einer Eintragung in Kapitalbuchstaben ein Schriftwerk des Diakons Berno von Tours, der es damit seinem Kloster darbringt, ein Denkmal der turonischen Schreibschule Alkuins im 9. Jahrhundert. Von einem Kapitalistext dort weiß man nichts, Berno sagt nichts dergleichen in jener Widmung, und es ist auch nicht recht glaublich, daß er dem eigenen Kloster einen Text abschrieb und so pomphaft widmete, den es schon anderweit besaß. Wohl aber ist es glaublich, daß grade in Tours Texte zum Umsetzen in die karolingische Minuskel zusammenströmten; hier entstanden die berühmten neuen Bibelexemplare (S. 153), und an die reihen wir die neuen Vergile, die dann an die Schulen der Bischofssitze verteilt werden konnten. So ist es für die Zusammenstellung kirchenrechtlicher Konzilsbeschlüsse, die ein Ferrandus besorgte, besonders gut bezeugt — das erhaltene Exemplar war laut Einzeichnung dem Erzbischof Hildebald von Köln bestimmt —, auch für das Sakramentar Gregors[2]), und so konnten wir für b, c und ×d die nächste Verwandtschaft nicht nur des Wortlauts, sondern auch des schulmäßigen Inhalts und Aufbaus feststellen.

Karl hatte, so wagen wir uns weiter, die Vorlage von ×d noch in der Schrift der alten Römer, eine Gewähr echtester Neugeburt, zu herrscherlicher Verfügung an heiliger Stätte und beorderte sie zum Abschreiben nach Tours. In St. Dénis war seit 806 Waldo Abt, und wir wissen, daß dort Erlebald, einer seiner Nachfolger als Abt von Reichenau (823—38) Bücher für sein Kloster abschreiben

[1]) Steffens, Tafel 55; Lohmeyer, Anm. 103.

[2]) K. Christ, Geschichte der Bibliotheken im Mittelalter bei Milkau-Leyh. Handbuch der Bibliothekswiss. III, L. 40, S. 140f.; M. Schanz., Gesch d. röm, Lit. IV.2, M. 20, S. 572ff.; L. Traube, Textgesch. d. Regula Sti. Benedicti [2]hrsg. v. H. Plenkers, M. 10, S. 74f.

ließ[1]). Für die Vergilglossen ist das zu spät. Wir wissen aber auch, daß Uadilleoz, einst Mönch von Reichenau und Bruder des Schulleiters und nachmaligen Abtes Heito, nach Tours überging, wo Alkuin seit 796 Lehrer war (S. 147), und er sandte unter andern Geschenken auch Bücher in die alte Heimat. Und derselbe Heito gab höchstwahrscheinlich auch die Mönche Wetti und Erlebald in die Alkuinische Schule. Nimmt man hinzu, daß Waldo trotz seines Amtes in St. Dénis bis 806 auch noch Abt von Reichenau blieb, so ergibt das ein Netz von Beziehungen zwischen Tours, St. Dénis und Reichenau, die von Karl jederzeit in Anspruch genommen werden konnten, wenn sie sich nicht selbst anboten.

So würde sich auch eine um 800 in Reichenau verfaßte deutsche Vergilerklärung für die Schule in ×d, dem Abkömmling der Tourser R-Abschriften, haben anschließen lassen, etwa an die 'Metra Virgilii Maronis in volum. I' im ältesten Kataloge (von 821/22), bezeichnenderweise am Schluß der Grammatikerabteilung[2]). Und dieser Auftrag wäre zugleich die Weitergabe der römischen Renaissance Karls an den deutschen Nachwuchs.

Bevor man das aber durch Herstellen dieses bedeutungsschweren alten Textes bewährte, müßte man die übrigen, bisher noch nicht einbezogenen Vergilglossierungen (s. o.) auf ihre Zugehörigkeit prüfen; zuerst die Oxforder, an der das Übergreifen nach Sachsen kenntlich wird, aber auch die Münchener und die kleinen Reststücke und schließlich die Serviusglossen, die ja alle mit Vergil zusammenhängen (s. S. 153).[3])

Aber seltsam, höchst seltsam solches Einimpfen einer fremden Sprache, obendrein mittels einer Schulung, die innerhalb der Germanenwelt ursprünglich ganz etwas anderes als hier bezweckte, nicht etwas Heidnisch-Römisches, sondern etwas ihm Feindliches, das Christliche. Das vermehrte doch noch die unvermeidliches Aufreißen prophezeiende Spannung zwischen der schon durch das Latein der Kirche aufgedrängten Fremdheit und den Deutschredenden. Sie schied denn auch bald nicht nur eine Kirche durch ihr Latein vom Volke, sondern in ihr eine theologische Kaste, die das Wissen um die Dogmen einer längst verstorbenen Zeit statt oder neben der christlichen Religiosität weitergab. Wir hören, wie der ängstliche Alkuin neben dem Abhandeln und Überliefern jener Sätze schon die eigne ihn tragende Gläubigkeit erkennen lasse (S. 146).

Auch hier versteht sich manches aus dem Gleichlauf des Gymnasiums des 19. Jahrhunderts. Der Glaube an die ungeschichtlich-klassische Einzigkeit der Alten, der, zum Dogma erstarrend und dennoch weitervererbt, von immer mehr Abtrünnigen aufgegeben und denen überlassen wird, für die er nicht Schulpein bleibt, die in ihm ihre Begabung vollenden und Kraft wie Segen fortpflanzen können, während die übrige deutsche Welt vielleicht noch die hier zu gewinnende geistige Zucht, auch etliches Außenwerk preist, aber frei ihren eignen Göttern anhängen will oder sich neuerdings schönen Übersetzungen überläßt.

---

[1]) K. Beyerle, Die Kultur der Abtei Reichenau, 2 Bde., M. 25, S. 69ff.

[2]) P. Lehmann, Mal. Bibliothekskataloge I, M. 18, S. 252f. und Lesarten.

[3]) Steinmeyer, Ahd. Gll. I. 716ff., 671ff., 719—23, 723ff. und IV. 352.

Der alte Zwiespalt aber, römische Schule und christlicher Stand, ängstet immer wieder die Gemüter jener Zeit, und man hat die Gegensätze der Auffassung gut nach ihren alten Hauptvertretern Augustin und Hieronymus[1]) bezeichnet. Augustin konnte seit seiner heidnischen Jugend- und Schulzeit Vergil nicht vergessen, in der ihm das Schicksal der von Aeneas verlassenen Dido Tränen abpreßte, und dazu stimmt ein Ausspruch in seinem Gottesstaat[2]): Vergil lesen die Knaben, damit der große Dichter, der von allen der berühmteste und beste ist, im zarten Alter eingetrunken, nicht leicht in Vergessenheit versinken könne, nach jenem Horazischen

> Was in die Flasche einmal, in die neue, man füllte,
> des wahrt sie lange den Duft[3]).

Diese Augustinischen Worte mitsamt dem schönen Horazverse entsprechen ganz den freien irischen, und sie sind in die Vergilvita übernommen und noch mit deren Resten im „Reichenauer Schulheft“ festgehalten[4]). Lupus von Ferrières, der Schüler des Theologen in Hraban, schiebt dem Iren Probus sogar eine biblische Begründung dieser Auffassung zu, daß Vergil und andere höchst bewährte Männer nach seiner Meinung zu den Auserwählten gehörten: sonst müsse der Herr vergeblich sein Blut vergossen haben und in die Unterwelt hinabgestiegen sein nach dem Prophetenworte des Hosea: „Ich werde dein Tod sein, o Tod; dein Biß werde ich sein, o Hölle“[5]).

Dagegen schreibt Hieronymus[6]) an seine Eustochium, wie er in einem Traumgesicht vor Gottes Thron gestraft sei, weil er heidnische Schriften gelesen habe, und schwört das für immer ab: „Was für eine Gemeinschaft hat das Licht mit der Finsternis? Was hat der Psalter mit Horaz, das Evangelium mit Vergil zu schaffen? Wir dürfen nicht zugleich den Becher Christi und den Becher der Heidengötter (daemonum) trinken.“ Wir nehmen dergleichen bei ihm nicht tragisch. Er erklärt es ja auch anderweit für notwendig, daß die Kinder Vergil lesen, kennt ihn gut und führt ihn oft an, unterrichtet in der Schule, die sich über Vergil aufbaut. So kommt es im Grunde schon bei Hieronymus auf die Vermittlung Kassiodors hinaus, daß das Studium der Alten als Grundlage des theologischen gestattet sei. Jener stilistisch und rhetorisch so wohlgefügte Ruf klingt ja auch noch, im Echo verschoben, bei Alkuin nach[7]): „Was hat Ingeld mit Christus!“

---

[1]) Lohmeyer S. 42ff.

[2]) Augustinus, De civitate Dei I. 3.

[3]) MGh., Epp. I. 269.

[4]) Vitae Vergilianae hrsg. v. E. Diehl, Bonn 11, S. 50. 31; K. Preisendanz bei Beyerle, Kultur der Reichenau S. 681f.

[5]) Hosea 13. 14; MGh., Epp. VI.28. 28ff. und 44. 14f.

[6]) Lohmeyer S. 42f. und Anm.

[7]) MGh., Epp. II.183.

Aber da gilt der Zorn dem germanischen Liedkönig in Mönchsmund an einer Mönchstafel, und Ingeld ist ein schlimmerer Heide als Vergil noch sein kann.

Liest man dann aber die Nachrichten über Karls „Hof- und Staatsbibliothek“, die doch zuerst den neuen Geist spüren lassen müsse, so ist man vielleicht mehr enttäuscht als dankbar für die aufgehende Wahrheit. Es gab freilich auch da einen echt Karlischen Anfang: das Gebot, die Bücherbestände im Land zu verzeichnen, geht von der untersten Grundlage aus wie die Kapitularien, die das Übersetzen ins Deutsche heraufführen. Wir haben als einzigen Rest davon das Bücherverzeichnis (noch nicht eigentlich Bücherkatalog) des bairischen Klosters Staffelstein, geschrieben im Jahre 810[1]). Es enthält ganze 17 Nummern, wenn man die in mehreren Stücken vertretenen liturgischen Bücher (3 Sakramentare, 3 Lektionare, 2 Antiphonare) einfach zählt, darunter 5 Bände biblischer Schriften und 2 mit Bibelerklärungen. Auch der Rest ist ausschließlich theologisch (darunter die Kanones und am Schlusse die Benediktinerregel). Staffelstein war wohl hinterwäldisch, aber auch in der eignen Bibliothek Karls stehen unseres Wissens die kirchlichen Schriften weit voran, und das große Neue an ihnen ist das Philologische: die Beschaffung jeweils des Urtextes (der Kanones schon 774, der Benediktinerregel 787, des Gregorischen Sakramentars 790). Aber auch das Reinigen vorhandener: der Vulgata durch Alkuin, der alten Predigten durch Paulus Diaconus (S. 153). Solche Werke sind es denn auch, die in Abschriften über das Land verbreitet werden. Nicht so die zahlreichen und kostbaren Geschenke, die natürlich an einer solchen Stätte zusammenströmen, namentlich wenn die Bücherliebe, die wissenschaftlichen, literarischen, erzieherischen Neigungen des Herrn bekannt werden. Indes wissen wir doch auch von einer größeren Büchersendung Papst Leos III. und daß Karl Abschriften daraus verschickte. „Wer könnte die Menge der Bücher zählen, die Dein Befehl aus vielen Landen zusammengetragen hat, der die Schriften der heiligen Altväter erneuert!“ ruft der Priester Wigbod, nachdem er selbst eine Oktateucherklärung zusammengeschrieben hat, in einem Widmungsgedichte[2]).

Schon im Jahre 780 überreicht ein Mönch Adam[3]) mit gequälten Hexametern die Grammatik des Diomedes und erhält dafür die Abtei Masmünster: ein Zeugnis der ungeheuerlichen Schätzung, die ein Buch beim Könige finden konnte. Und noch näher kommen wir der Antike mit dem Lexikon des Festus (3. Jahrhunderts), das Paulus Diaconus in eigner Be-

---

[1]) P. Ruf bei P. Lehmann, Mal. Bibliothekskat. III. 1, M. 22, S. 164f.; Christ S. 140ff.

[2]) MGh., Poetae I. 96, Epigramma V. 8ff.

[3]) Ebenda S. 93 Nr. VI.

arbeitung bescheidentlich schenkt[1]) „in dem Wunsche, Euern Bücherschätzen etwas zukommen zu lassen“: es ist die Arbeit, die nach Zeit und Inhalt der Abrogansverdeutschung Arbeos in Baiern entspricht.

Was dagegen außer Grammatischem an Werken der Antike durch Karls Bibliothek gerettet wurde, scheint zweiten Ranges und jugendlich: die Hirtengedichte des Calpurnius und Nemesianus, beide aus der Zeit Neros (S. 162)[2]); aus dem folgenden Jahrhundert die medizinische Lehrdichtung des Serenus[3]), mit der aber, der späteren Überlieferung zufolge, die des Aemilius Macer, des Zeitgenossen und Freundes Vergils, in derselben Handschrift vereint war, für uns ein Gelehrsamkeitskrönchen.

Bezeichnend, daß grade Alkuin Halbheiten herzubrachte wie die Kategorien des Aristoteles[4]), den Briefwechsel Senecas mit Paulus[5]), Alexanders mit dem Bragmanenkönige Dindimus[6]) — ob das mit der Angleichung des heimisch-angelsächsischen Geistes an das Antike zusammenhängt?

Man muß doch wohl erkennen, daß die Renaissance in Karls Bücherbereich noch ein Fremdling war, eine Blume, von jenen Auserwählten der Akademie aus ihren römischen Heimaten in das Neuland verpflanzt und nur erst ein edles Spiel auch für Karl. Nicht der Wiederbelebung eines klassischen Altertums, sondern (auch hier!) der quellenmäßigen Grundlegung eines seiner landes- und hausväterlichen Pläne, nämlich eines Schulplanes nach römischem Muster, die dann den Triumph Vergils heraufführte, galt der größere Teil seiner Kraft. Ein Dutzend Jahre sorgen seine Kapitularien sich um die deutsche Bildung, von Renaissance ist darin noch nicht gesprochen, die Schule aber kann ihre Früchte nur langsam reifen machen, kann erst in ihren erwachsenden Schülern fortwirken: es sind die Schüler Alkuins, die sich nun über die großen Klöster des Westens und Ostens verbreiten, die nun, zwischen jenen Weinbergmauern hinangestiegen, den Blick in die blühenden Weiten gewinnen und nun die „Wiedergeburt“ in höherem Sinne erleben.

In der Tat fühlen wir auch in der Karl mannigfaltig am nächsten liegenden großen Bibliothek nichts von Antike, das nicht zur Schule gehörte. Der älteste Reichenauer Katalog nennt (821/22) bezeichnenderweise außer der schon (S. 155) als Gefäß der neuen Vergilglossierung gedachten Handschrift 'Metra Virgilii Maronis in volum. I' nur noch 'Item Virgilii Georgicorum libri III et Aeneidos libri VI in codice I'[7]), also bereits unvollständig;

---

[1]) Vf., Abrogans S. 139ff.

[2]) Bickel S. 555.

[3]) MGh., Poetae I. 97 Nr. 9; Manitius S. 248[6].

[4]) Schanz IV. 2 S. 212 und 414.

[5]) Bickel S. 245.

[6]) Migne, Patrologiae cursus completus, Ser. Lat. CI, Sp. 1366ff.

[7]) Lehmann I. 252. 22 u. 11.

und ebenso bezeichnend geht weit voraus der Cento, den die Christin Proba aus Vergilischen Versstücken zusammengestellt und zu etwas Sinn gebracht hatte. Sonst ist antike Dichtung in Reichenauer Katalogen erst seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verzeichnet.

St. Gallen besaß Handschriften römischer Zeit (4. Jahrhunderts) von Terenz und Vergil[1]); unter den herausgezogenen und früh vernichteten „irisch geschriebenen Büchern“ seines ersten Katalogs (aus der Mitte des 9. Jahrhunderts) 'Metrum Virgilii in volumine uno. Eius glosa in altero'[2]) (was zu der Tourser Anordnung der glosa nicht stimmt): in beiden Gruppen läßt sich also nicht von einem Einfluß der Karlingischen Renaissance sprechen.

Karl selbst aber soll seine Bücher und ihre Gedankenwelt wie ein andrer Mensch zu dem Irdischen gerechnet haben, dessen man sich abtun muß, wenn man in die echtere Ewigkeit eingehen möchte? Er ordnet in seinem Testament von 811[3]) unter anderem an: Die Palastkapelle, d. h. was zum kirchlichen Dienste gehört, sei es, daß er es geschaffen oder gesammelt oder aus väterlicher Erbschaft erhalten habe, solle ohne irgendwelche Teilung beieinander bleiben. Was aber etwa an Gefäßen, Büchern und sonstiger Ausstattung zweifellos nicht der besagten Kirche von ihm zugebracht sei, solle zu angemessenen Preisen an die verkauft werden, die es haben wollten, und der Erlös davon den Armen zufließen. Ebenso bestimmte er für die Bücher, davon er eine große Menge in seiner Bibliothek zusammengebracht hatte, daß sie von denen, die sie haben möchten, zu angemessenem Preise gekauft und die erlösten Gelder an die Armen vergeben würden.

Es brauchte dann also nur bei den Büchern der Palastkapelle noch eines besondren Beweises, wenn sie als verkäuflich gelten sollten?

## II

Am 28. Januar 814 starb der alte Kaiser[4]), einen Monat später zog der neue in Aachen wie in eine feindliche Stadt ein. Sein Lenker war der Reformabt Benedikt von Aniane, und es hatte eine Weile geschienen, als sollten die alten Männer beseitigt werden. Jedenfalls war der alte höfische

[1]) Bickel S. 3.

[2]) Lehmann I. 71. 23f.

[3]) Einhardi Vita Karoli Magni edd. Pertz-Waitz, Hannover 80, Kap. 23.

[4]) E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, St. 96, S. 321ff.; Annales regni Francorum ²recogn. F. Kurze, Hannover 95, S. 140; Theganus, Vita Hludowici Imperatoris, MGh., SS. II. 585ff. (Körperliches: Kap. 19) und „Astronomus“, Vita Hludovici Imperatoris, MGh., SS. II. 604ff., beide übersetzt in den 'Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit'², 19² von J. v. Jasmund und W. Wattenbach, L. 89; Ermoldus Nigellus, Carmina in honorem Hludovici. MGh., Poetae II. 1.ff., übersetzt in den 'Geschichtschreibern'², 18² von Th. Pfund und W. Wattenbach, L. 07; Manitius S. 554f.

Geist verpönt, und wir fragen nach den ferneren Möglichkeiten der Renaissancebewegung im Mittelpunkt des Reiches.

Wie lange waren schon Paulus und Petrus dahin! Rigbod starb 804, auch Alkuin, der in der Arbeit am tiefsten mit seinem Herrn verschränkt war und über dessen Tod hinaus auch Einhart nichts mehr von Anordnungen kaiserlicher Geistesart zu berichten wußte; Angilbert war eine Woche tot, als Ludwig ankam; Theodulf errang noch seine Gnade, indem er dem Aachener Reiter, der die Nachricht vom Tode Karls herantrug, den eignen vorauskommen zu lassen wußte, verlor sie aber und starb trotzig in Ungnade sieben Jahre später. Von den alten Häuptern scheinen bei Hofe nur Hildebald von Köln, bis zuletzt Hauskapellan Karls, geblieben zu sein, und Einhart, vielleicht weil er in der Krönungsfrage für den neuen Herrn eingetreten war: damals kann er noch nicht den Groll im Herzen getragen haben, der sich im 'Leben Karls' so finster über ihn ausschweigt.

Aber von der alten Melodie hören wir nichts mehr, schon weil die Stätte, geschweige der Mittelpunkt fehlte: von Ludwig bezeugt sein törichter Biograph Thegan ausdrücklich, daß „er die heidnischen *(gentilia)* Gedichte, die er in der Jugend gelernt hatte *(didicerat)*, verschmähte und weder lesen noch hören noch lehren *(docere)* wollte“[1]): wir erkennen an dem „lernen und lehren“, daß es sich nicht einmal um antike Dichtung schlechthin, sondern um die Schule und ihre Vergil- oder sonstige Beispielverse handelt. Und es steht hier, eines Thegan würdig, neben dem aus Einharts 'Leben Karls' entnommenen Satze: „Er war in der griechischen und lateinischen Sprache sehr ausgebildet, aber die griechische verstand er besser als er sie sprach, während er die lateinische ebenso wie seine natürliche Sprache reden konnte[2]).“

Indessen darf man bei Einharts Stimmung gegen sein als Schlußsatz der ganzen 'Vita Karoli' besonders gewichtiges Zeugnis nicht behaupten, daß Ludwig die Bibliothek des Vaters habe zerstreuen lassen[3]): „Dies alles hat sein Sohn Ludwig . . . nachdem er das Testament eingesehen, baldmöglichst nach seinem Heimgang mit größter Hingabe vollstrecken lassen.“ Und wenn in der Tat die Menge von Büchern, die der Kaiser im Jahre 816 dem Aachener Reformkonzil zur Verfügung stellte, *de palatio suo* genommen war, diente dann also nicht grade die kaiserliche Palastkapelle zu ihrer Aufbewahrung? Die *capella* ist ja nicht nach etwelcher Kleinheit, sondern nach der *cappa* des Frankenheiligen Martin genannt, ist der Aachener „Dom“.

Der auf uns gekommene Bauplan des Klosters St. Gallen von etwa 820[4])

---

[1]) W. Braune, Beitr. 21. 5ff.

[2]) Theganus, Vita Kap. 19.

[3]) Christ S. 145; MGh., SS. XV. 258. 21.

[4]) J. Clark, The Abbey of St. Gall, Cambridge 26, S. 71ff.; G. Dehio, Gesch. d. dt. Kunst, [3]Abb. zu Bd. I, B. u. L. 23, S. 22f.

zeigt dessen Bibliothek in dem rechten Winkel zwischen nördlicher Chor- und östlicher Seitenwand, aber mit Zutritt vom Chor, und dieser Plan soll den durch das Aachener (Indener) Statut von 817 aufgestellten Normen für die fränkischen Benediktinerklöster entsprechen, sie schon voraussetzen. Dann würde man sogar unmittelbar auf den Platz der Kapellenbibliothek Ludwigs und mittelbar Karls schließen. Indessen fehlt in dem verwirklichten Kirchbau von St. Gallen grade dieser Raum, und da sich zugleich Einheimisch-Süddeutsches durchsetzt und der Verfasser des Planes eine hochstehende, aber fremde Persönlichkeit ist, so würde man ihm samt seiner Beziehung zu jenem Aachener Statut in den Kreis Benedikts von Aniane setzen, zumal wenn die um 800 erbaute Klosterkirche von Centula in der Pikardie[1]) denselben Plan in Anspruch genommen hat. Dann hätten wir es dennoch leicht, die Bibliothek Karls in der Palastkapelle unterzubringen. Das sei dahingestellt. Wir wissen ja ohnehin von Dombibliotheken in Köln, Mainz, Trier, Würzburg, und schließlich besagen Bucheintragungen wie Cod. St. Petri, Martini, Galli usw. nichts anderes[2]).

Freilich von Renaissance ist hier nichts mehr zu hören. Aber tot ist sie nicht, und grade in Karls Todesjahr wird sie draußen noch einmal greifbar dadurch, daß die Bücher eines niederländischen Priesters Gerward aus der Gegend von Nymwegen nach Lorsch geschafft wurden[3]): so wiederum ein Vergil, aber auch Justins Auszug aus der Weltgeschichte des Trogus, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des Livius gewesen war. Abt war jetzt (804 bis 837) Adalung[4]), der mit den höchsten geistlichen Würdenträgern Karls Testament unterzeichnet hatte. Wir schließen, daß in seiner Regierungszeit die Flamme seines Vorgängers Richbod (784—804) noch fortglühte, der ein Schüler Alkuins und als Macarius Teilnehmer der Karlischen Tafelrunde gewesen war, aber auch mit Unterstützung seines Lehrers die deutsche Beichte in ihrer Urform geschaffen hatte[5]); 794—804 war er zugleich Bischof von Trier[6]).

Als lebendigerer Zeuge dieses Lehrer-Schüler-Verhältnisses dient einer der winileodhaften Sehnsuchtsbriefe Alkuins, etwa 791/92 an Richbod gerichtet[7]): „Hat Dir die Liebe zu Vergil die Erinnerung an mich dahingenommen? Ach, wenn ich doch Vergil hieße, dann würde ich immer vor Deinen Augen agieren, und Du würdest meine Worte mit aller Hingebung durchdenken und nach seinem Spruche: ‚Gar zu glücklich wär' ich bei dir

[1]) Ebenda S. 67; Christ S. 162ff.

[2]) Ebenda S. 162ff.

[3]) P. Lehmann, Zschr. f. Geistesgeschichte 1. 70f., 143f.; Bickel S. 39.

[4]) D. Neundörfer, Studien zur älteren Geschichte des Klosters Lorsch, B. 20, S. 11ff.

[5]) Vf., Beitr. 49. 268ff.

[6]) Hauck II³. 214 u. Anm. 3.

[7]) MGh., Epp. IV. 39. 9.

und glücklicher niemand'[1]). Was soll ich tun? Mein Unglück betrauern, weil ich nicht der bin, den Du liebst? Oder Deine Weisheit loben, weil Du den liebst, der nicht ist? Alkuin ist davon-, Vergil herzugegangen, und an der Stätte des Lehrers baut Vergil sein Nest."

Der Vergil der Schule ist dahin, jetzt hast du ihn leibhaftig! Deutlicher könnte es Alkuin in Versen kaum sagen. Es ist eben der Weg, den Karl unterbaut und gebahnt und von seinen Jünglingen durchlaufen gedacht hat. Und Alkuin richtet die Wehmut jenes Vorwurfs „Dein Vergil" in einem andern Gedichte auch an Karl selbst: der Lehrer kam ja immer wieder nicht von den Gewissensbissen um den Heiden los.

In Lorsch gab es also ein unmittelbares Weiterwirken der Karlischen Renaissance.

Jedenfalls sammelte sich hier fast plötzlich der reichste deutsche Schatz an Schriften des römischen Altertums, und man könnte fragen, wieviel davon aus Karls Besitze herübergekommen sei, z. B. der Calpurnius (S. 158). Das Geschichtswerk des Livius (in seiner unzialen Handschrift, die Buch 41—45 einzig überliefert, vielleicht aus angelsächsischem Vorbesitz, aber ursprünglich italisch) kann man wohl ein Prosagegenstück zu Vergils augusteisch-vaterländischem Epos nennen. Livius findet sich auch mit Briefen Ciceros und andern Bruchstücken 4. und 5. Jahrhunderts in einem einst Lorscher Palimpsest. Seneca und Lucanus bezeugen den Anteil spanischer Renaissance usw.; dazu viele fachwissenschaftliche Werke.

Wenn dann Richbod Verfasser der Lorscher Annalen war und als Bauherr des Klosters gerühmt wird, so wäre er um so mehr ein „Renaissancemensch" mit der Einstellung Einharts gewesen. Das Torhäuschen des Klosters[2]) war eine römische Pfeilerhalle mit vorgelagerten Halbsäulen; die spätantiken Muster, „sauber und fleißig, wenn auch ohne Verständnis nachbuchstabiert"; der Stein der Schmuckseite stammt aus der Gegend von Metz. Man kann nicht sagen, daß Richbod der Erbauer gewesen sei, aber die kunstgeschichtliche Einreihung ins 9. Jahrhundert widerspräche nicht, und jenes Nachbuchstabieren bezeugt auch hier das gläubige Emporwachsen aus der Schule der Alten. Es ist der Geist, den Kaiser Ludwig erkennt und hindern muß: das Kloster, das unter Karls Gnade so bald nach seiner Gründung (im Jahre 764) zu einem der reichsten und mächtigsten geworden war, erfuhr nun des neuen Herrn scharfe Ungnade besonders höhnisch während der neuen Vergabungen des Regierungsantritts: er überwies dem stolzen Kloster zu dem bisherigen weiten Grundbesitze ein Drittel Hufe mit einer Kirche[3]).

Es scheint, als sei Lorsch damals zugleich eine Hauptumschlagstätte für

---

[1]) Vergil, Aeneis IV. 657.

[2]) Dehio I. 38f. u. Abb. 19—21.

[3]) Neundörfer S. 12f.

die Werke der Alten geworden, als habe die Schreibstube die Rolle der Akademie übernommen[1]). Sieht man ab von Handschriften aus den Niederlanden (wie der Justinus: s. o.) und Köln (wie der Censorinus): es war von dem lothringischen Gorze her besiedelt, und wenn es das Einfallstor abgab für die von Westen und Nordwesten her gegen die insulare Schreibprovinz andringende karolingische Minuskel, so bedeutet das auch Hereintragen neuer Handschrifteninhalte. Lorsch aber steht dann wieder in enger Verbindung besonders mit Fulda, das eben zu Anfang des 9. Jahrhunderts seine Insulare abzulegen beginnt.

Fulda ist nach seinem ältesten Bibliothekskataloge um das Jahr 800[2]) kaum über das Theologische hinausgekommen, es ist hinter Würzburg zurück, und für den starken Umschwung, der es dann rasch zu der Hauptstätte antiker Überlieferung in Deutschland macht, können wir nicht ohne weiteres Zeit und Urheber angeben[3]). Das liegt, da die Bibliothek selbst schon im 17. Jahrhundert verschwunden ist, gewiß mit daran, daß wir unsre Kunde aus Katalogen und geretteten Einzelbänden holen müssen. Aber paläographisch und philologisch, nach Eintragungen und Einbänden, nach Briefwechseln und Fundberichten der Karolinger- und besonders der Humanistenzeit hat sich dem inneren Auge ein immer größerer und vornehmerer Bücherbestand dargestellt. Hier war eine Hauptstätte der alten Geschichtsschreibung, wohl schon von Beda her. Der „Fuldaer Annalist“ zeigt zum Jahre 852 beim Zuge Ludwigs des Deutschen nach Sachsen Kenntnis von den dortigen Kämpfen der Römer und weiß, daß die jetzige *Uisuraha* bei Tacitus (in seinen Annalen) *Visurgis* hieß. Hruodolf[4]), seit Hrabans Regierungsantritt (822) Lehrer der Schule und Entfalter des Archivs, Maler, Dichter, Geschichtsschreiber und insgesamt berühmtester Schüler Hrabans, übernimmt ganze Abschnitte der Taciteischen ‘Germania’ in seine ‘Übertragung der Reliquien des hl. Alexander’. Jener Teil der ‘Annalen’ ist allein durch einen Korveyer Kodex[5]) des 9. Jahrhunderts, der Schrift nach fuldisch, jetzt in Florenz erhalten; die kleinen Werkchen ‘Agricola’, ‘Dialogus’ und — das kostbarste Geschenk des Altertums an unsre deutsche Welt — die ‘Germania’ bewahrte einzig eine Hersfelder Handschrift 10. Jahrhunderts, die jetzt nur in humanistischen Kopien nachlebt. Die gleichartige und wahrscheinlich etwa gleichzeitige Benutzung der Inhalte beider alten

---

[1]) Lehmann S. 144.

[2]) Vf., Der Vocabularius Sti. Galli in der angelsächsischen Mission, H. 33, S. 99ff.

[3]) Christ S. 157ff.; ders., Die Bibliothek des Klosters Fulda im 16. Jahrhundert, Die Handschriften-Verzeichnisse, L. 33; Lehmann S. 138ff.; derselbe, Erforschung des Mittelalters, L. 41, S. 213ff.

[4]) Manitius S. 668ff.; Vf., ZfdA. 58. 252ff.

[5]) Lehmann S. 134.

Texte in demselben Fulda macht es sehr glaublich, daß sie durch Abschriften zusammenhingen. Daß aber Fulda nach seiner Stellung das Gesamtwerk des Tacitus beherbergte, von dem dann Korvey und Hersfeld wenigstens Einzelbände abgeschrieben auf die Nachwelt brachten, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß die Montecassiner Reste der 'Historiae' des Tacitus[1]) nach mancherlei paläographischen Anzeichen aus Fulda dorthin gekommen sind. Schon der erste fuldische Abt Sturmi († 779) hatte dort Beziehungen angeknüpft. Wie Hruodolf kannte auch Einhart 'Germania' und 'Annalen', wenigstens die 'Germania' aber auch Hraban, und zwar vor 819[2]).

In Fulda lag außerdem das Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus, des Tacitusfortsetzers, und der Weltgeschichtsauszug des Justinus; in Fulda auch die Kaiserleben Suetons und ihre Nachfolge in der Historia Augusta des 3. Jahrhunderts; vielleicht auch das mit der Germania in der Hersfelder Handschrift vereinte Werkchen 'De viris illustribus' Suetons,[3]) der Anfang der römischen Literaturgeschichte, von dem der Weg zu Hieronymus und Kassiodor führte.

Von diesen Werken mögen die Ammians und Justins zugleich als Beispiele des Bücheraustauschs mit Lorsch[4]) dienen, bei dem freilich Geber und Nehmer nicht immer zu scheiden sind. Jedenfalls erklärt eine solche Sammlung die Menge und Verschiedenartigkeit stilistischer Entnahmen des 'Karlslebens' aus römischen Geschichtswerken fast aller Zeiten und Arten. Es ist leicht, solche Zusammenstellungen treuen Gelehrtenfleißes[5]) zu vollständig zu finden. In Wahrheit ist erst in Einhart die Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung zu einer Renaissance gekommen: nicht wie Vergil und die römische Dichtung durch die Schule, sondern durch gelehrtes Einzelstudium der römischen Geschichtsschreiber und ihrer Aufbau-, Erzählungs-, Schilderungs- und Stilkunst, wie man das insonderheit aus Suetons Kaiserleben ablesen kann.

Wenn Einhart sein Werk erst in den dreißiger Jahren schrieb — später als seine Translatio S. Marcellini et Petri! —, so hat er wohl den Fuldaer Suetontext als Vorlage benutzt, den der Abt Lupus von Ferrières[6]) dort nach einem Briefe noch 844 wußte; „er ist in zwei nicht sehr große Bände geteilt", und Lupus möchte ihn zum Abschreiben haben, „denn in dieser Gegend findet er sich nirgends". Er muß dies Exemplar schon vor seinem

---

[1]) Lehmann S. 140 u. Philologus 39. 154ff.
[2]) Vf., Runenberichte 1. 84 u. 88.
[3]) Lehmann S. 138; Bickel S. 44.
[4]) Lehmann S. 70 u. 138.
[5]) Manitius, Neues Archiv 7. 554ff.
[6]) Lehmann S. 136f.; E. v. Severus, Lupus v. Ferrières, Münster 40, S. 58ff.; MGh., Epp. VI. 81. 20ff. u. VI. 17. 23ff.

Abzug von Fulda, d. h. spätestens im Sommer 836 kennengelernt haben, und wenn es wirklich eine Capitalis rustica war, etwa ein angelsächsisches Erbstück, so paßt das gut zu der Bitte, die Lupus in einem andern Briefe vor Einhart bringt, nämlich um die Muster der „Größten" und von manchen (nach Remigius)[1] „Unzialen" genannten (Schrift), die der königliche Schreiber Bertcaud hergestellt haben solle.

Die sonst die Überlieferung in den Kaiserviten allein tragende Pariser Handschrift, um 820 in Tours entstanden, kannte Lupus nach seinen eignen Worten nicht, und die Blütenlese aus dem Sueton, die er seinem Schüler Heiric diktierte[2], kann schon wegen ihrer Ausgestaltungen und Abrundungen, auch wegen des Ersatzes ungewöhnlicher Ausdrücke nicht in Betracht kommen.

Dann wäre diese Möglichkeit des Ablaufs gegeben: ×F, die Fuldaer 'Capitalis rustica', wurde zwischen 830 und 36 von Einhart für sein Karlsleben benutzt, 844 von Lupus nach Ferrières zur Abschrift erbeten. Den Tourser Codex 'Memmianus' M kannte dieser entweder wirklich nicht oder wollte ihn nicht, weil er beide Handschriften kannte, M durch etwelche französische Verbindungen, ×F aus seiner Studienzeit, und zwar als eine schon durch ihr Alter überlegne und nunmehr gut lesbare Kapitalis.

Es gibt auch noch andre Möglichkeiten.

Einhart war schon als Kind aus dem heimatlichen Mainfranken ins Kloster gekommen, noch vor 796 wegen seiner besonderen Begabung von Abt Baugulf in Alkuins Schule geschickt und wurde nun einer der Nächsten Karls. Jene kennzeichnende Umgestaltung der fuldischen Bibliothek könnte also schon bald nach 800 begonnen sein.

Hier aber eröffnet sich uns nun endlich die Möglichkeit, Menschen über das Studium der Alten selbst sprechen zu hören, in Briefen, die nicht für eine Ausgabe zurechtgemacht sind.

An unsern Einhart, als er sich schon in sein Seligenstadt zurückgezogen und in seiner selbstgebauten Kirche seinem selbsterrungenen Heiligen zu widmen begonnen hatte, wandte sich zwischen 830 und 36 Servatus Lupus[3], ein deutscher 'Wolf' als der Sohn eines bairischen Vaters und einer westfränkischen Mutter, Mönch von Ferrières, mit einem zugleich verehrenden und erstaunlich kühnen Briefe: „Die Liebe zur Wissenschaft ist mir eingeboren, und ich habe die Beschäftigung mit ihr nie als abgöttisch geschmäht, wie es jetzt meist geschieht. Lange hatten die Studien darniedergelegen, waren fast zugrundegegangen, da hat sie Karl zu seinem ewigen

[1] B. Bischoff, Philologus 43. 461.

[2] M. Ihm, Hermes 36. 346; L. Traube, Vorlesungen und Abhandlungen, hrsg. v. F. Boll, M. 20, S. 231f.

[3] MGh., Epp. VI. 7ff. mit franz. Übersetzung: Loup de Ferrières, Correspondenc éditée et traduite par L. Levillain, 2 Bde., Paris 27 u. 35; v. Severus S. 121ff. u. 64ff.

Ruhme neu erweckt“, und es bestätigt sich die Wahrheit des herrlichen Cicerowortes *Honos alit artes, et accenduntur omnes ad studia gloria* im Zusammenhange der Tuskulanen: „Verehrung ist es, was die Künste nährt, und alle werden durch (Hoffnung auf) Ruhm zu Eifer entflammt.“ Lupus aber hat, da er den Satz nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhange, sondern aus einer Anführung in Augustins ‘Gottesstaat’ entnahm, schulmäßig *artes* als „Wissenschaft“ und *studia* als „Studien“ verstanden, seine falsche Lesart *studia gloriae* aber erklärt sich als „ruhmbringende Studien“ aus seinem Zusatz „denn jetzt sind alle zur Last, die etwas zu lernen sich mühen. Und wie die Kenntnislosen allgemein die auf hoher Warte stehenden Forscher für verdächtig halten und, wenn sie etwas Tadelnswertes an ihnen entdeckt haben, es nicht menschlicher Fehlerhaftigkeit, sondern der Art ihrer Fächer zuschreiben, so haben, während die einen die ehrwürdige Palme der Weisheit (Wissenschaft) nicht erlangen, die andern unwürdigen Ruf scheuen, beide von einem edlen Tun abgelassen. Mir scheint es genug, die Weisheit (Wissenschaft) um ihrer selbst willen zu suchen *(Mihi satis apparet propter se ipsam appetenda sapientia)*“.

Er wird von seinem Abte Aldric[1]) (von Ferrières, vor 829) einem Lehrer übergeben, der ihm die Grammatik beibringt. „Da es jedoch in unsrer Zeit nur eine Fabel ist, daß man von ihr zu den übrigen sechs Wissenschaften weiterschreite, ich mich aber mit den Büchern zu befassen begonnen hatte und die Werke der Gegenwart mir mißfielen, weil sie von jenem Ernste Ciceros und der übrigen abwichen, dem auch hervorragende Christen nachgeeifert haben, da fiel mir Euer Werk in die Hand“ — und es folgt ein schamhaft verhaltener und doch überschwellender Lobpreis des ‘Karlslebens’, namentlich (um so wahrhaftiger) seiner sprachlich-stilistischen Kunst. Er muß den verehrten Mann sprechen und wird nicht davon abstehen, so lange er ihn am Leben weiß. Er hat um so bessere Hoffnung, da ihn sein Abt (ebenfalls noch vor 829) über den Rhein und in die Nachbarschaft entsandt hat, unter Hraban das Studium der Theologie zu beginnen. Nun geht ein Bote, ihm wollte er die Bitte um Erklärung gewisser dunkler Worte mitgeben, aber er schickt doch lieber diesen Brief, und schickt *semel pudoris transgressus limitem,* sozusagen mit der Unverfrorenheit eines Sammlers ein ganzes Bündel von Wünschen besonders zu Cicero und verrät so seine ganze hungrige Zielstrebigkeit.

„Das Rhetorikbuch ‘De inventione’ habe ich, aber es ist meist voller Fehler. Ich hab’ es also mit der hiesigen (fuldischen) Handschrift verglichen, aber die ich für zuverlässiger hielt, erwies sich als noch schlechter. Desgleichen die drei Bücher des Dialogs über den Redner. Die glaubte ich in Eurem Besitze, weil ich in Eurem Verzeichnisse hinter dem Buche an

---

[1]) v. Severus S. 27ff.; MGh., Epp. VI. 8. 2ff.

Herennius nach einigen andern eingetragen fand: 'Cicero über die Redekunst'. Ferner eine Erklärung zu den Büchern Ciceros und die 'Attischen Nächte' des Gellius[1])."

Hier sehen wir einmal den wiedererstandenen Textphilologen in hellem Feuer: er hat wie ein Fertiger Handschriften mit nach Fulda gebracht, vergleicht sie dort und bereitet andre Vergleiche mit Hilfe (der Abschrift) eines auswärtigen Katalogs vor. Er will den besten Text herstellen und hat als erste Grundlage (durch Abschrift) ein eignes Exemplar. Verblümte Fragen nach einer Erläuterungsschrift. Andre zu schwierigen Einzelstellen werden sich anschließen.

Wie Lupus wirklich arbeitet, sehen wir dann auf einer abgebildeten Textseite der für rhetorische Beweisführung bestimmten und dem Kaiser Tiberius gewidmeten Beispielsammlung des Valerius Maximus[2]). Da hat er den Text grammatisch gebessert und mit Satzzeichen versehen, aber auch Lesarten andrer Handschriften gegeben, in einer zweiten Durcharbeitung dazu solche des im 4. Jahrhundert von Julius Romanus verfertigten Auszuges, des hier sog. Adbreviators; dazu kommen noch Glossierungen und stilistische, selbst ethische Hinweise auf Anwendung des Inhalts. Lupus verwendet dabei eine Reihe von Abkürzungen, die auf der abgebildeten Seite noch nicht vereinheitlicht sind.

Versucht man, sich in den Valerius Maximus hineinzulesen, so fühlt man wohl das Schwierige, Künstlich-Dunkle der Sprache, das Überschrobene der Gedanken neben der vollendeten Pedanterei des Aufbaus — etwa Buch VI, Kapitel 1: Über die Keuschheit 1) bei den Römern, 2) bei den andern —: es ist ja Schule der Rhetorik, und hier ist auch nicht eine Klassik des Altertums, sondern allenfalls ein Barock. Nein, es war wohl schon mehr das Antike überhaupt als das Klassische, was den neuen Fachmann, wo und wie er es auch fand, mit unwiderstehlicher Kraft anzog und doch wenigstens mit einer Fundgrube von „Altertümern" aller Art, sprachlicher und stilistischer Ausweitung belohnte. Und in unserm Falle: welcher Anreiz gleich in den ersten Kapiteln 'De religione', 'De auspiciis', 'De ominibus' usw.!

Cicero aber blieb auf diesem Felde der Hauptheld unseres Lupus, und seine eigenhändige Abschrift liegt einer modernen Ausgabe des Gesprächs 'De oratore' zugrunde[3]); Spuren seiner philologischen Tätigkeit finden wir in Handschriften 'De inventione' und 'De senectute'; für den Tusculanentext ist das zweifelhafter, aber wir lesen doch in einem Briefe an den Freund Adelgaud[4]) nach recht polternden Antworten auf unzeitige prosodische und grammatische Fragen und dem Dank für textkritische Hilfe das Verbot,

[1]) Ebenda VI. 17. 31f.

[2]) Steffens, Tafel 60.

[3]) v. Severus S. 102; Bickel S. 408.

[4]) MGh., Epp. VI. 19. 157 (837—41).

wie ein Apollinisches Orakel unklar zu sagen, was er genau wisse: „denn Du hast mir nicht gesagt, ob die Tuskulanen für mich abgeschrieben sind".

Wie an Meister, Freunde oder Schüler sendet Lupus seine Briefe an Klöster, Fürsten und Papst, auch über Meer nach England; um Caesar, Livius, Sueton bis hinab zu Gellius, Macrobius und Boethius und wieder um Cicero, nicht einmal nur, sondern auch von neuem drängend, Spuren und Hinweise leidenschaftlich verfolgend, wenn es nicht unmittelbar um Abschriften oder doch Vergleichungen gehen kann. Hier ist jener Tuskulanenspruch kein eitles Spiel, sondern wahrhaftige Wahrheit, Aufstrahlen des erkannten Lebensziels, und das gleich in einem ersten emporgestrafften Briefe an den gleichgerichtet gedachten und wie lange wohl schon ausgeglichenen Einhart.

In Lupus von Ferrières ist die Karlische Renaissance eingeengt, aber auch zugespitzt und emporgetrieben zu „Klassischer Philologie" und zwar zu persönlichster und leidenschaftlichster Textphilologie. Das Ergebnis dieser Art von Arbeit aber ist[1]): die Überlieferungsgeschichte der römischen Literatur konnte zu dem Satze emporsteigen, daß alle seit der Karolingerzeit bekannten Klassiker in der Regel auf das einzige Exemplar zurückgehen, das nach dem Aufhören der Barbarei des 7. und 8. Jahrhunderts in die karolingische Öffentlichkeit gelangt war.

Die neuen Klassikerbestände wären also eine Leistung der Karlischen Renaissance.

Daß in Lupus nach der Schule mehrerer Generationen eine besondre Begabung für diesen Kampf aufsteigen konnte, werden wir glaublich finden. Es ist denn auch jene unterdrückte Widersprüchlichkeit zwischen Vergil und den Heiligen Schriften, die bei Alkuin immer und immer noch einmal anklingt (vgl. S. 145), ebenso entschwunden wie seine Demutsfloskeln und Höfischkeiten: es weht die freier menschliche Luft aus den Schriften der Alten und ihrer Wissenschaften herüber.

Wir dürfen dabei freilich auch nicht vergessen, daß dieser Philologe durch die Erhaltung eines so intimen Briefwechsels damals eine einzigartige Gunst genießt: der stellt ihn ja in einen Kreis Gleichgesinnter oder doch Verstehender, und gerade in Einhart wendet er sich an einen Mann, den er als Meister bekennt, und das auf der Höhe schöpferischen Erneuerns antiker Schriftstellerei, das ihm selbst versagt war. Mit Einhart ersteigt die Renaissance ihren zweiten Gipfel.

Mit Hraban, dem er ausdrücklich für das Theologiestudium zugeschickt sein will[2]), scheint Lupus, auch nach dem Briefwechsel, keine philologische Gemeinsamkeit zu verknüpfen, es sei denn, daß beide den Gelliustext, den

---

[1]) Vgl. Bickel S. 1ff., S. 25.

[2]) MGh., Epp. VI. 8. 19f., 8. 33ff., 17. 27ff.

Lupus von Einhart erbeten hat, abschreiben möchten und daß er ihn nun nicht zurücksenden kann: „Der Abt ist noch nicht fertig, wird Dir aber schreiben, daß er mir das Buch mit Gewalt habe entreißen müssen. Aber ich werde es ebenso wie die übrigen, so Gott will, zurückbringen!"

Eine Art Rechenschaftsbericht über seine Betätigung in Fulda gibt Lupus einem holdseligen, aber uns unbekannten „Freunde" Immo[1]): „Warum hast Du aber um Nennung der Bücher gebeten, die ich in Deutschland geschrieben oder gelesen habe? Ich war erstaunt und sah den Grund nicht recht ein, es sei denn, daß Du mich klug versuchen wolltest, indem Du zwei Antworten voraussetztest für den Fall, daß ich darauf eingegangen wäre, von denen eine für Eitelkeit, die andre für kindische Unklugheit hätte gelten können. Daher eröffne ich Dir schlicht, daß ich meine Hauptmühe dort dem Theologiestudium *(lectio)*[2]) gewidmet habe und, um das Vergessen zu verhüten und meine Kenntnisse zu vermehren, einige wenige Bücher *(libros pauculos)* beschafft, aber nicht *(nec)* aus Liebe zur deutschen Sprache (wie von gewissen Leuten höchst töricht gerühmt ist) die Bürde einer so schweren und langwierigen Mühe auf mich genommen habe. Dafür aber, daß Du mich mit göttlichen Zeugnissen zum Studium der Demut mahnst, danke ich Dir besonders, und ich möchte, Du glaubtest, daß ich mich schon bisher bemüht habe, ganz der göttlichen Gnade zuzuschreiben, daß er mich geschaffen und mich mit seinen Gaben beschenkt hat."

Es sind also wohl diesem Immo Nachrichten beigebracht, daß Lupus seine theologische Aufgabe neben philologischen Liebhabereien vernachlässigt habe, daß unter diesen aber auch das Erlernen des Deutschen sei. Daran waren Ermahnungen zum *studium humilitatis* (statt *humanitatis*) geknüpft. Wenn aber Lupus bis dahin den Briefschreiber schon erledigt, indem er ihm kühl seine Zweideutigkeit zu Gemüte führt, so geschieht es nun dadurch, daß er die geforderte *humilitas* noch übertrumpft: er kennt selbst noch kräftigere Sprüche über die Eitelkeit, vor der ihn Immo — aus der Antwort zu schließen — gewarnt haben muß, und er führt sie auf. Und dann: „Aber es ist klar: wer durch irgendeine göttliche Gabe hervorragt, kann den mannigfachen Meinungen andrer nicht entgehen, da ja auch über unsern Heiland, auf den nicht einmal der Verdacht eines Tadels fallen kann, die einen sagten: ‚Ja, er ist gut', die andern: ‚Nein, er verführt das Volk'[3]). Darum wird für den Weisen die festeste und besondre Zuflucht sein: ‚Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein'[4])."

---

[1]) Ebenda 48 Nr. 20.

[2]) v. Severus S. 29[23].

[3]) Joh. 7. 12.

[4]) Matth. 6. 22.

Es ist ein Aufsteigen über die Meinungen der vielen, wie es denselben Lupus in seinem ersten Briefe an Einhart zu dem Spruche emporführte, daß die Weisheit um ihrer selbst willen zu suchen sei (S. 166).

Immerhin können wir uns nach allem, was wir von Lupus wissen, solche Angriffe leicht als berechtigt denken, wenn auch diese Form wenig schön ist: er war gewiß ein selbstbewußter und wurde wohl bald ein hochfahrender und verwöhnter Mann. Frankreich aber, das ihn eigens zum Studium der Theologie nach Deutschland geschickt hatte, sollte nun zu den unangenehmen Nachrichten über seine Geistlichkeit auch noch den Vorwurf hören, daß er aus Liebe zur deutschen Sprache gegangen sei: der einzige, den er mit einem Schimpfworte bezeichnet. Ein solcher Vorwurf stellt nämlich ihn, den Studenten, auf eine Stufe mit den drei edlen Knaben, die nach einem Briefe von 844[1]) dereinst seinem Kloster dienen sollen, die er aber jetzt an den altvertrauten Abt Marcward von Prüm entsendet, daß sie dort Deutsch lernen. Daß Lupus dies in Fulda selbst auch tut, ist eine zwanghafte Zugabe des Zusammenlebens mit den deutschen Klosterbrüdern — wenn ihm das Verständnis nicht schon von Vater und Mutter mitgegeben und eine besondre Empfehlung für Fulda gewesen war. Jedenfalls fällt sein Aufenthalt dort noch in eine höchst fruchtbare Zeit des fuldischen Sprach- und Schriftlebens, und die Bezeichnung *Germanica lingua* hat etwas Taciteisch-Fuldisches, wie es auch der lateinischen Vorrede zum Heliand und schon Hrabans Schrift 'Über die Erfindung der Buchstaben' anhaftet[2]): *Germania* in der Begrenzung der Römer[3]). Aber auch hier kein Wort von einem philologischen Gewinn, den Lupus von Hraban gehabt hätte: er war zu dem Theologen Hraban gesandt, von dem wir, als dem unerschütterlichen Anhänger Kaiser Ludwigs, keine offene Teilnahme an der antiken Schriftwelt, geschweige ihrer Wiedergeburt mehr erwarten dürfen (Kapitel V). Wir haben keine Arbeit von ihm, die auf sie zurückginge. Selbst Hruodolf erwähnt in dem sorgfältigen Preis[4]) seines Lehrers Hraban von wissenschaftlicher Tätigkeit außer theologischer nichts.

Zu dem von Lupus bei seinem Scheiden erbetenen und ihm versprochenen 'collectarium in epistolas Pauli apostoli', in dem die Meinungen der Väter darüber mit Hilfe von Mitarbeitern gekürzt zusammengeschrieben sind, schickt Hraban etwa 840/41 ein schlimmes Lob, das unter anderem von dem Eifer spricht, „den Du in Betrachtung des göttlichen Gesetzes hattest, und der Bescheidenheit, durch die Du im Leben unter uns nicht (zu) wenig (*parum*) liebenswert warst“[5]). Weiterhin heißt es dann z. B.: Wem

---

[1]) MGh., Epp. VI. 81. 27ff.
[2]) Vf., Runenberichte 1. 83.
[3]) Vf. bei Th. Mayer, Der Vertrag von Verdun 843, L. 43, S. 123ff.
[4]) MGh., Poetae II. 155.
[5]) Ebenda Epp. V. 429 Nr. 23 u. Anm. 429².

dies mißfiele, der möge aus den Quellen schöpfen! „Denn niemand zwingt einen, unsre Arbeit gegen seinen Willen zu benutzen, da ich nur für Fleißige, nicht für Widerstrebende gearbeitet habe. Denn es scheint mir besser, daß er ohne Abgunst gegen meinen Namen und Mißachtung meines Werkes und ohne Groll ruhigen Sinnes das liest, was er ihm nützlich glaubt, als daß er mit Tadeln und Lächerlichmachen fremder Arbeit in die Sünde des Spottes verfällt."

Es scheint doch, daß die beiden Männer, der gütig gefaßte Abt und der selbstbewußte Mönch, der Kompilator, der in den Urteilen der Väter alles Annehmbare beisammen weiß, und der ruhelose Quellenbohrer, nicht zueinander hätten finden können, und daß Lupus in der Fremde, soweit sie nicht zugleich philologisch war, einen schweren Stand hatte. Alles aber, was Hraban nach unserm Briefwechsel für die Fuldische Bibliothek und durch sie für die Renaissance getan hätte, wäre der Auftrag gewesen, die „Attischen Nächte" des Gellius abzuschreiben, wenn er nach der zweiten Mahnung des Lupus (S. 169) endlich zustandekam[1]).

Zum Lesen antiker Dichtwerke und ihrer Anwendung in eignen Versen ist Hraban durch den besprochenen Schulbetrieb von der Metrik und Vergil her gelangt. Er nimmt als Entschuldigung christliche Dichter mit kirchlichen Themen wie Juvencus und Sedulius und andre und kommt über Ovid auch zu Lukan, Persius, Martial und Terenz. Wer aber die Dichtungen und Bücher der Heiden wegen ihrer blühenden Wortkunst lesen wolle, der möge sie nach dem 5. Buche Mose wie die Kriegsgefangene behandeln, die wir zur Ehe nehmen, die wir aber gehen lassen, wohin sie will, wenn unsre Lust an ihr verloschen ist[2]). Aber auch diese beträchtliche Erleichterung scheint ihm nicht die Freiheit erwirkt zu haben, die Lupus sich selbst erzwang.

Immerhin kannte doch der Lehrer auch etwas von Lukrez, und zwar wieder von der Metrik her. Der Text war im Mittelalter selten; um so mehr besaß ihn also wohl Fulda, wenn Hraban ihn benutzte[3]).

Aber dennoch: über eigne Betätigung Hrabans für die fuldische Bibliothek und nun gar für Bestände altrömischen Schrifttums haben wir keine recht deutlichen Nachrichten. Seine überragende Bedeutung liegt anderswo.

Er selbst beansprucht in seinen Versen an den Bibliothekar Gerhoh[4]) überhaupt kein Verdienst der Art: „Was könnte ich über die Herrlichkeit *(de magna laude)* der Bücher sagen, die Du unter Deinem Verschlusse hast, geliebter Bruder? Dort findest Du außer der Hl. Schrift auch, was

---

[1]) Vgl. Christ, Gesch. der Bibliotheken S. 157ff.
[2]) MGh., Poetae II. 156; Deut. 21. 11ff.
[3]) Manitius S. 296; Lehmann, Zschr. f. Geistesgesch. 1. 72 u. 144.
[4]) MGh., Poetae II. 187 Nr. XXIII.

die Weisheit der Welt in den verschiedenen Zeiten hervorgebracht hat. Diese Freuden mögen Dich immerdar erfreuen, haben, besitzen, festhalten!“

Wenn aber der 818 verstorbene fuldische Gerhoh dieser Bibliothekar war, so fielen diese Verse in die voräbtliche Zeit Hrabans, und es ist nicht zu behaupten, daß er, wenn auch schon Lehrer, über Anschaffung oder Besitz von Büchern weltlicher Weisheit (und welcher?) gewußt haben müsse.

Es bleibt die Fuldische Abtschronik, die an Hraban die Erbauung einer Bibliothek rühmt, die er (das entsprechende *quam* ist im lateinischen Texte vom Herausgeber ergänzt) mit einer kaum zu zählenden Büchermenge bereicherte *(ditaverit)*[1]).

Scheidet somit Hraban als Träger selbsttätiger lateinischer Renaissance in Fulda aus, so verschiebt sich diese Rolle auf Einhart oder Hruodolf, wenn wir Eigil (Abt 818—22), den Biographen Sturmis, gleich beiseite lassen.

Einhart war nach den Urkunden schon 788 und noch 791 in der Fuldischen Schreibstube beschäftigt, als dort nach dem ältesten Kataloge[2]) von einer solchen Renaissance noch nicht die Rede sein konnte. 796 lebte er am fränkischen Hofe, soweit wir wissen, nicht mehr dauernd in Fulda: er hätte dann nur aus der Ferne, aus dem Geiste der Tafelrunde Karls, das heimatliche Kloster geistig versorgen können. Er hatte aber eine eigne Bibliothek in Seligenstadt geschaffen[3]); deren Katalog lag Lupus in Fulda vor und konnte dort von ihm, aber auch von den Fuldaern zu Entleihungen ausgenutzt werden — wie zu jener Abschrift des Gellius (S. 168); aus Seligenstadt rührt auch unsere Florusüberlieferung her.

Leichter denken wir uns den Tacitusleser und -benutzer Hruodolf als des Lupus andersgeartetes fuldisches Gegenbild. Auch ihm, wie Einhart und Hraban, hätte ja noch der alte Erbbestand der Bonifazischen Handschriften zur Verfügung gestanden, und er selbst könnte als Bibliothekar den Katalog hergestellt haben, der im 16. Jahrhundert mehrfach erneuert, kaum erweitert wurde und gegen tausend Handschriften verzeichnet haben muß, dabei manchen hier noch nicht genannten Namen von schönem Klange: Plautus, Hygin, Quintilian, Sallust[4]).

Daß dergleichen acht Jahre nach Karls Tode keineswegs das Gewöhnliche war, zeigt der erste Katalog eines der größten und dem Kaiser einst mit ihrer geistigen Arbeit nächststehenden Klöster, Reichenaus. Er verzeichnet in seinem letzten Abschnitt ‘De libris Priscianis’ als Allerletztes Vergil (S. 155): das einzige antike Dichtwerk unter 420 Bänden gehört der Schule. (Denn das damals in Palimpsesten Vergrabne können wir ja nicht mehr

---

[1]) Ebenda, SS. XIII. 273. 3ff.; Christ, Bibliothek des Klosters Fulda S. 64ff.

[2]) Vf., Vocabularius S. 98ff.

[3]) Lehmann S. 142ff.

[4]) Christ, Gesch. d. Bibliotheken S. 159; vgl. Traube, Abhandlungen III. 231.

einrechnen.) Und wie um eine Sünde zu tilgen, geht in demselben Abschnitt voraus der Cento, den die Christin Proba aus Vergilischen Versstücken zusammengestellt hatte.

Diesen Gesamtkatalog ergänzen dann sehr charakteristische Sonderverzeichnisse: der unter Abt Erlebald (822—38)[1]), der unter Abt Ruadhelm (838—42)[2]), der von und für Reginbert[3]) geschriebenen oder sonstwie erworbenen Bücher (835—42). Aber erst in einem zweiten Gesamtkataloge aus der zweiten Jahrhunderthälfte, ehe die Kraft, wie das bei vielen in der Karolingerzeit blühenden Klöstern geschehen, ganz zu versiegen beginnt, tauchen doch noch römische Klassiker auch in Reichenau auf, vielleicht von Walahfrid (Abt 838—49), vielleicht auch noch später eingebracht[4]): die Satiriker Persius und Iuvenal, Ovid geradezu mit der 'Ars amatoria', unbezeichnet Werke des Silius und Statius mit den Metamorphosen in einem Bande[5]).

Jener Ausfall des klassischen Altertums entspricht völlig dem Einbruch der Indener Reformen unter Hatto, und des Lupus philologische Arbeit für die heidnischen Texte ist das klarste Gegenstück zu der des Reichenauer Schriftleiters Reginpert für die christlichen, z. B. für die Benediktinerregel, nur daß dieser bei seiner Gebundenheit noch einen ganzen Stab von Mitarbeitern zur Hand hatte und zu noch, man möchte sagen, unselbstischeren, zeitabgezogeneren Ergebnissen kam.

## III

Hraban[6]), spielerisch griechisch auch Rhabanus geschrieben, aber jedenfalls nicht Rabánus gesprochen, weil er sich im Schlußverse seines Kreuzgedichtes als Ram versteckte und also einen deutschen Namensbestandteil trug — war 780 in Mainz geboren, wurde im Jahre 788 von einem Waluramnus und seiner Gattin dem Kloster Fulda geweiht und setzte auch das Kreuz in die Urkunde als *signum Hrabani*, konnte also etwa Hrabanolf oder Wolfhraban (Wolfram) heißen, denn dies wäre ein genaues Gegenbild zu dem heldischen Schlachtstück Waluhraban gewesen, würde aber freilich zu unserm friedlichen Helden schlecht gepaßt haben.

---

[1]) Lehmann, Bibliothekskataloge I. 252. 29ff. u. 255. 18f.

[2]) Ebenda 254. 16ff.

[3]) Ebenda 257. 1ff.

[4]) Ebenda 262. 1ff.

[5]) Ebenda 265. 36ff.

[6]) P. Lehmann, Münchner S.-B. 1925. 3, S. 25; derselbe bei J. Theele, Aus d. Landesbibliothek Fulda 2, Fulda 28, S. 7ff.; Manitius S. 288ff.; H. Bork bei W. Stammler, Verfasserlexikon II. 494ff.; Codex diplomaticus Fuldensis ed. E. Dronke, Cassel 50, Nr. 55/788; Hauck II³. 638ff.

In Fulda erhielt er auch (nach seiner Grabinschrift) den ersten geistlichen Unterricht, also in jener Schule des Abtes Baugulf, von der wir einiges durch die Vocabularius-, die Hildebrandlied- und die Wessobrunner Handschrift zu wissen glauben, und aus der auch Einhart erwuchs.

Im Jahre 801 war er Diakon, noch unter demselben Abte († 802). Dessen Nachfolger Ratgar, den er freilich in alter Abneigung nicht nennt, schickt ihn zu Alkuin nach Tours, und ihm, dem längst dahingegangenen Meister, legt dann Hraban die Verse in den Mund, nach denen er beauftragt gewesen sei,

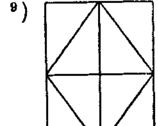
*Quod mecum legeret metri scolasticus artem*
*Scripturam et sacram rite pararet ovans*[1]).

Es ist das Gedicht, mit dem er des Schülers kostbarstes Wortkunstwerk 'Über das hl. Kreuz'[2]) und ihn selbst vor dem himmlischen Throne vertreten soll. Noch vor Alkuins Tode ist Hraban heimgekehrt[3]), denn wir haben außer einem 'Stammbuchblatt'[4]) in Versen auch noch einen kurzen Abschiedsbrief[5]), in dem der Lehrer dem nun daheim gleichfalls schon Lehrer Gewordenen wortspielerisch als *Benedictus Sti. Benedicti puer Maurus* anredet und ihm so den Beinamen nach dessen übers Wasser wandelnden Lieblingsschüler festlegt, außerdem aber auch an die versprochene Zusendung eines *libellus* erinnert.

Ist damit eben jene Dichtung vom hl. Kreuz gemeint, die er in einem Briefe[6]) an den Tourser Studiengenossen Hatto auf dessen Mahnung unternommen hat? Und hat Hraban darum als Dreißigjähriger, d. h. 810, den schon vor sechs Jahren dahingegangenen Meister noch in der 'Intercessio Albini' (= Alcuini) für die Kreuzdichtung eintreten lassen?

Denn was dieser in Versen „spielte"[7]), kann wohl als Vorbild und Vorstufe von dem angesehen werden, was Hraban erreichte[8]). Alkuin verherrlichte das Kreuz Christi mit 37 Hexametern von je 37 Buchstaben, die er durch Acro-, Meso- und Telesticha so verband, daß ein gerahmtes und umkränztes Kreuz in untenstehender Gestalt erschien[9]), Dabei bleibt doch auch für die waagerechten Zeilen ein Sinn und Zusammenhang, ein Kreuzhymnus. Es ist ein Erbe nicht der Antike, sondern der Zeit Konstantins: auch der Dichter Optatianus Porfyrius, den Hraban selbst in seinem Prolog nennt, machte solche quadratische Gedichte aus Hexametern (er aus je 35 Buchstaben), in demselben Rahmenwerk, mit den

---

1) MGh., Poetae II. 159 V.11f.
2) Migne, Ser. Lat. CVII, Sp. 133—265.
3) Hauck II³. 157³.
4) MGh., Poetae I. 264. 1ff.
5) Ebenda, Epp. IV. 233. 25.
6) Ebenda, Epp. V. 381. 8; Manitius S. 295f.
7) MGh., Poetae I. 225, 227.
8) Migne, Ser. Lat. CVII, 146C.
9) 

Parallelen und Diagonaleu im Innern[1]). Aber unser Hraban steigt durchaus über beide empor und bietet nun die Frucht jener Lehre in der Verskunst.

Es ist eigentlich ein Werk von 28 Gedichten auf das Kreuz, aber hier sind auch menschliche und andre Gestalten in die Verse eingewebt, und gleich im ersten nicht sowohl das Kreuz als der Gekreuzigte selbst. Sein Leib ist mit Versinschriften übersät, aber die sind zugleich Stücke der Hexameter, die über die Breite des ganzen Vierecks hinweglaufen. Glücklicherweise sind diese Grundverse noch einmal im Zusammenhang gegeben und die den Gestalten eingeschriebenen noch besonders erklärt. Das 28. und letzte Bild zeigt unter dem Kreuze den anbetenden Hraban mit einem „asklepiadeischen“ Verse innerhalb seiner Umrisse und im Kreuze einen vor- und rückwärts lesbaren Hexameter

*Oro te ramus aram ara sumar et oro*

„Ich Ramus (= hram < Hraban, wie in Wolfram), bitte dich,
Altar (= Kreuz = Christus),vom Altar genommen zu werden.“

Renaissance ist das nicht, wiewohl das erste Wort des ersten Verses die Muse anruft und in metrischer Erörterung von Lukrez die Rede ist, aber eine erste Gewähr der Zusammengehörigkeit Hrabans mit Alkuin, und es bestätigt sich bei diesem das frühe Überwiegen des Schulgelehrten und Theologen, und jener vollendet hier auf des Meisters Bahn den dem Geiste der Zeit nach gefülltesten und tiefsinnigsten Gottesdienst, wie noch in hundert Einzelheiten zu zeigen wäre.

Die ganze römisch-fränkische Mitwelt hat das in ihrer Bewunderung bekundet, desgl. Reuchlin und andre Humanisten, Wimpfeling gab Text und Bilder neu heraus. Aber die ‘Monumenta Germaniae’ unterließen es aus Sorge vor ihren Lesern. Wir dürfen heute friedlich bekennen: es ist vielleicht das größte Sprach- und obendrein Vers-Kunststück, das ein Deutscher und obendrein in fremder Sprache zuwegegebracht hat. Ein Jahre verbrauchendes Geduldspiel mit Buchstabensteinchen, deren jedes an bestimmten Stellen zu zwei und drei Worten, Sätzen und Inhalten unerläßlich ist, und dies ohne Möglichkeit des Vertauschens, Verschiebens oder nur Drückens in einem vollbesetzten Kästchen, nur mit der schwächlichen Möglichkeit, der Schreibung, der Grammatik, der Versmessung ein kleines bißchen abzumarkten.

Freilich hat der Sturz jener unsinnigen Auslegungsart, in der schließlich jedes zugleich alles andre bedeuten könnte, auch dies kunststarrende Prachtgebäude entleert und zum Spott gemacht.

Ob sich dann das *scripturam sanctam rite parare* neben dem *legere metri artem* der ‘Intercessio Albini’ nicht nur auf Theologie überhaupt, sondern gleich auf die Sonderaufgabe Alkuins bezieht, nämlich die kritische Herstellung der Bibeltexte, an der er also auch Hraban beteiligt hätte?

Wir tappen da im Dunkeln, müssen überhaupt den Übergang seiner Lehre zu seinen Schülern von diesen her zu finden suchen, und es ist ein mühsamer Weg, der vom Buchstaben kommend, das langsame Erwachsen des Neuen erkennen lehrt.

In wie hohem Sinne aber der Buchstabe ein Symbol des innersten Hrabanischen Geistes ist, sagen die Verse jener Jahre

---

[1]) W. Teuffel, Gesch. d. röm. Lit., neu bearb. v. W. Kroll u. F. Skutsch$^{6}$, L. 10—16, § 403(2).

*Ad Eigilum de libro quem scripsit*[1])
*Lex pia cumque dei latum dominans regit orbem,*
*Quam sanctum est legem scribere namque dei.*
*Est pius ille labor, merito cui non valet alter*
*Aequiperare, manus quem faciet hominis.*
*Nam digiti scripto laetantur, lumina visu,*
*Mens volvet sensu mystica verba dei.*
*Nullum opus exsurgit, quod non annosa vetustas*
*Expugnet, quod non vertat iniqua dies:*
*Grammata sola carent fato, mortemque repellunt.*
*Praeterita renovant grammata sola biblis,*
*Grammata nempe dei digitus sulcabat in apta*
*Rupe suo legem cum dederat populo,*
*Sunt, fuerant, mundo venient quae forte futura,*
*Grammata haec monstrant famine cuncta suo.*

Waltet das heilige Gottes-Gesetz als Herrin der Erde,
Wie muß Gottes Gesetz heilig zu schreiben erst sein!
Fromm ist ein solches Geschäft, dem mit Recht kein anderes Kraft hat
Sich zu vergleichen, das sonst fertigt die menschliche Hand.
Denn des Geschriebnen erfreun sich die Finger, des Anblicks die Augen,
Gottes mystischen Worts Meinung erwälzt der Verstand.
Kein Werk hebt sich ans Licht, das nicht die Fülle der Jahre
Niederwirft und ein un-seliger Morgen zerstört:
Buchstaben nur entgehen dem Schicksal, halten den Tod ab,
und das Vergangne erneun Buchstaben nur dir: im Buch.
Buchstaben zog ja der Finger des Herrn in den richtigen Felsen
auch, als das eigene Volk mit dem Gesetz er begabt.
Buchstaben sind und waren und kehren dereinst wohl auch wieder,
Buchstaben zeigen dir dies alles mit eigenem Spruch.

Im Jahre 801 schreibt Alkuin an Angilbert[2]): „Wenn Du die (Goten-) Geschichte des Jordanes haben solltest, so schicke sie mir, daß ich von gewissen Dingen Kenntnis nehmen kann.“ Jordanes aber beginnt (anno 551) nach der Einleitung mit dem Satze, daß aus Skandinavien, sozusagen der Werkstatt und gewissermaßen dem Mutterschoße der Völker, auch die Goten mit ihrem Könige Berig hervorgegangen seien.

Daß und wie dieser Satz im Unterricht Alkuins ausgelegt wurde, entnehmen wir zunächst nur den Schriften der Schüler.

Frechulf von Lisieux[3]) fügt in seiner 829 der Kaiserin Judith gewidmeten ‘Historia’ den Goten außer den Franken auch *ceterae nationes theotiscae* hinzu, „was auch die Eigenart ihrer Sprache beweist“; und Hraban hatte, wieder in Fulda, ein Schriftchen ‘De inventione linguarum’ (vielmehr *literarum*)[4]) verfaßt und darin für Skandinavier die Nordmannen, d. i. Dänen

[1]) MGh., Poetae I. 186 Nr. XXI.
[2]) Ebenda, Epp. IV. 3f.
[3]) Manitius S. 663ff.
[4]) Vf., Runenberichte 1. 80ff.

eingesetzt, *qui theodiscam loquuntur linguam*[1]), was nunmehr „eine germanische Sprache" hieße. Der erweiterte Text wußte sogar, daß Goten und Vandalen auf dem Zuge von den Nordmannen her über Italien nach Afrika gekommen seien, wo dann nach der Bekehrung Gelehrte aus ihren Reihen das Alte und Neue Testament in ihre Sprache, d. i. *in theotiscam vel in theotonicam* übersetzt hätten. Smaragdus[2]), seit 819 Abt von St.Mihiel an der Maas, werden wir also umgekehrt für einen Schüler Alkuins halten, weil auch er Goten und Franken zusammenfügte: noch als Mönch hatte er seinen mündlichen Donatunterricht auf Wunsch der Teilnehmer in einen schriftlichen von 15 Büchern umgewandelt[3]) und jedem Buche eine poetische, trotz ihres grammatischen Gepäcks gelenkige und verständliche Inhaltsangabe vorangestellt. Durch sie allein und Auszüge, die sich insonderheit mit jenen germanischen Mitteilungen befassen, ist uns das Werk bekannt.

Diese beginnen (der Zusammenhang mit dem Vorigen fehlt): „Im Geschlecht der Franken und Goten ist ja diese Art von Eigennamen *(patronimica)* sehr häufig, denn sie kommen ihnen von der heidnischen und Volkssprache *(theodisca lingua)* her.

Es folgen zuerst gotische Beispiele: *Altmir, Giltmir, Ricmir* usw., mit schlimmen lateinischen Übersetzungen: „Alter mir", „Geschuldet" *(debitus)* „mir", „Mächtig mir": offenbar ist das spätgotische *mir* < ×*mereis* = ahd. *mari* als Pronomen aufgefaßt. Als fränkische Namen der Volkssprache sind z. B. aufgeführt *Helperic, Altrich, Ainarth* (d. h. Einhart), *Fastrat* usw. mit „Mächtige Hilfe", „Mächtiger Alter", „Ein (einzelner) Harter", „Fester Rat". Sie alle werden, wenn sie lateinische Silben angenommen haben, lateinisch in dieser Weise: *Helpericus* . . . *Ainardus* . . . *Fastrada.* Die Zweiteiligkeit der Namen wird hervorgehoben, auch daß die beiden Teile umgekehrt einander folgen können und so unzählige weitre Namen entstehen. Es gibt (gegen das Latein) männliche Eigennamen auf *-a*, und weibliche auf *-o*: *Egica, Froila* und *Floilo, Hicchilo, Egilo*, d. h. hier bricht wieder Gotisches herein. — Auf dem letzten Blatte, bei den Interjektionen, noch ein Satz wie ein Blitzlicht in nächtlichem Buschwald: „Ein Ausruf des Abwehrens ist *tutu* („dudu"): so droht man Kindern. Denn in der Volkssprache *(lingua theodisca)* hat *tutu* den Sinn der Abwehr."

Wir erkennen Alkuins Beobachtungen zur Orthographia in Erweiterung, aber auch in der Siebung durch Nachschreiben wieder. Andrerseits bewähren sich so aber auch die Anhänge als Alkuinisch, die sich demselben Büchlein in der Überlieferung angeschlossen haben.

In der Handschrift Salisb. 795 in Wien[4]), vielleicht Urhandschrift der gesammelten Briefe Alkuins an Arno von Salzburg, findet sich die 'Orthographia',

[1]) Vgl. Vf. bei Mayer, Vertrag von Verdun S. 121.

[2]) Manitius S. 461ff.; MGh., Poetae I. 605ff.; Manitius, Neues Archiv 36. 60ff.

[3]) Manitius S. 463ff.

[4]) W. Streitberg, Die gotische Bibel I, Heidelberg 08, S. 475ff.; Vf., Abrogans S. 156f.

und an sie schließt sich unmittelbar: ein griechisches Alphabet mit den Laut- und Zahlwerten in lateinischen Buchstaben — wir denken an jenes Digamma (S. 148) — dazu die griechischen Buchstabennamen[1]); ein nicht ganz vollständiges Verzeichnis der griechischen Silben *Bai, Bei, Boi, Boy* usw. mit drübergeschriebener Aussprache *be bi by bu* usw. und zwischen die beiden Spalten eingeschoben die griechischen Diphthonge mit Lautumschreibung; dann die Zusammensetzungen der römischen Zahlen von XI bis DCCCCX — ob DCCCCX zugleich eine Zeitgrenze für die Handschrift ist? — Am Seitenschluß von demselben Schreiber eine Reihe römischer Zahlen, die, wenn man die entsprechenden Buchstaben einsetzt, einen Gruß an den „geliebten Herrn" ergeben: an Karl?

Auf der nächsten Seite aber folgt, von andrer Hand, das angelsächsische Fuþark mit Lautwert und Namen jeder einzelnen Rune, wie es auch in einer Reihe weitrer Handschriften erhalten ist. Hier beruht der Zusammenhang mit Alkuin zunächst nur in dem Anschluß an die 'Orthographia' und in der northumbrischen Mundart.

Eine andre Hand stellte neben die Runen und auf die folgende Seite gotische Alphabete in gotischer und lateinischer Anordnung mit ihren Namen und (griechischen) Zahlwerten, wobei dann manche Unstimmigkeiten beseitigt werden mußten und einige in der gotischen Bibel gebräuchliche Wortabkürzungen, besonders aber folgende Stückchen des Lukastextes mit darübergeschriebenen halb althochdeutschen Erklärungen:

| *uuortun otan auar* | *uurtun [otan] [auar]*[2]) |
|---|---|
| *waurþþun uþþan. afar* | und es wurden dann auch |
| *euang-cliū ther Lucan* | *euangelium [ther] Lucan* |
| *aiwaggeljo þairh Lokan* | Evangelium nach Lukas |
| *uuorthun auar thuo* | *uuorthun [auar] [thuo]* |
| *waurþun afar þo* | es wurden nach den |
| *ia chuedant ia chuatum* | *joh [chuedant] joh chatun*[3]) |
| *jah queþun* | und sie sagten. |

Beigegeben ist hier neben dem gotischen Texte die neu-, darüber die althochdeutsche Übersetzung — das Althochdeutsche ist wie schon in der Isidorsippe das Ziel —, und in dieser ist eingeklammert, was nur dem Buchstabenbilde, nicht dem Sinn der Worte nachkommt. Der wird verfehlt: das gotische *afar* heißt nicht *avar* „aber", sondern „nach"; got. *þo* nicht *thuo* (schon altfränkisch für *tho* in zeitlichem Sinne), sondern *thiu* „die"; *queþun* ist Vergangenheits-, *chedant* Gegenwartsform und wird erst im neuen Ansatze durch *chuatun* richtig wiedergegeben; *uuorthun* behält fälschlich *o* und *th* bei; *otan* und *ther* sind trotz halber Angleichung überhaupt nichts. Es ist das Bild von Wiedergabe, das die Angelsachsen mit dem Althochdeutschen in den 'Baseler Rezepten' erreichen.

Es folgen lateinische Sätze zur Aussprache des Gotischen: für das *g* in *genuit* wird *j*, für das *g* in *Gabriel g* geschrieben, d. h. das Gotische hat für *j* und *g* zwei Zeichen, wo das romanische Latein nur eins kennt, nämlich *g*, das aber vor *e* und *i* wie *j* oder *dsch* gesprochen wird. Darauf eine Angabe über den Gebrauch des *h* (verstümmelt), über die *e*-Aussprache des gotischen *ai* und den Ersatz des *q* durch *ch*, den der Schreiber im letzten seiner Beispielsätzchen ja anwendet.

Den Schluß macht eine Reihe gotischer (aus der Genesis entnommener) Zahlzeichen mit darunter gesetzten römischen Entsprechungen.

---

[1]) Th. v. Grienberger, Beitr. 21. 185ff.

[2]) Luk. 9. 28.

[3]) Luk. 1. 61 u. ö.

Hier knüpft sich also an das Studium der Rechtschreibung und der Buchstabenformen im Griechischen, Lateinischen, Runischen und Gotischen das der höchstens halbverstandenen gotischen Sprache, und die wiedergegebenen Stückchen daraus, namentlich die Anmerkungen des letzten Absatzes, sehen nach Resten eines Unterrichts aus, wie wir sie in der 'Vocabularius-' und der Wessobrunner Handschrift[1]) finden.

Indessen: es ist die gotische Sprache, die hier (nach dem Pergament) behandelt wird, und wir sehen nun die Bemühungen um sie als die Alkuins an, hervorgerufen durch sein Bekanntwerden mit der Gotengeschichte des Jordanes und vorausgesetzt durch die Bemühungen Hrabans um die Niederschrift der 'Inventio literarum'.

Aber Alkuin war wohl schon zuvor auf seinem langen Wege von der angelsächsischen zur lateinischen zur deutschen Sprache her auf die Verwandtschaften der germanischen Stämme und ihrer Sprachen gestoßen, und zwar nicht nur bei Rechtschreibungen und dergleichen.

So verurteilen nach den Reichsannalen zu 788 die Franken, Baiern, Langobarden und Sachsen den Baiernherzog Tassilo auf dem Reichstage von Ingelheim wegen seiner früheren Untaten und der Fahnenflucht, *quod theodisca lingua harisliz dicitur*, zum Tode[2]): hier ist ohne Rücksicht auf etwaige innere Stammesgemeinschaften das Wort *theodiscus* zum ersten Male die Bezeichnung für die Sprache der im Reiche politisch zusammengefaßten germanisch-deutschen Stämme. Die fränkisch-kanzlistische Wortform *theodiscus* dafür anzunehmen konnte Alkuin, wenn er damit befaßt wurde, schon der Gleichklang mit seinem angelsächsischen *theodisc* bewegen, das noch von Alfred d. Gr. in dem Sinne jeder Volkssprache angewandt wird, z. B. bei den 172 Sprachen am Babylonischen Turme; und auf der mercischen Synode zu Cealchyd im Jahre 786, wo man die auf der vorausgehenden northumbrischen zu Corbridge gefaßten Beschlüsse in Gegenwart Alkuins und seines fränkischen Begleiters Wigbod vorlas *tam latine quam theodisce, quo omnes intellegere possent.* Es ist der erste Beleg des Wortes, und er steht in dem offiziellen Berichte Wigbods; Alkuin aber war damals schon mindestens sechs Jahre im engsten Regierungsbereich Karls.

Im übrigen hat vor jenen gotischen Sprachstudien Alkuins ja noch seine Lektüre des Jordanestextes gelegen, die bei ihm ein Altertumsinteresse voraussetzte, freilich anders gefärbter Art, als wir es bei Lupus und seinem Valerius Maximus (S. 167) wie eine zweite Stufe der Renaissance annahmen, und was er fand, war nicht nur jenes von Hraban abermals und abermals behandelte der germanischen Verwandtschaften und literarischen Taten, vielmehr auch die im engeren Sinne geschichtlichen, nämlich die Kriege der alten Könige.

---

[1]) Vf., Vocabularius S. 1ff. u. 30f.

[2]) Vf. bei Mayer, Vertrag von Verdun S. 119ff.

Da war zu lesen, daß die Goten in alten Liedern[1]) die Taten der Vorfahren preisen, Eterpameras, Hanalas, Fridigerns, Vidigojas und anderer, die bei diesem Volke in hohem Ansehen stehen, Helden, wie sich kaum das wundervolle Altertum ihrer rühmen kann.

Einhart schreibt[2]), daß sein Held Karl nach Annahme des Kaisertitels die uralten barbarischen Lieder gesammelt habe, in denen die Taten und Kriege der alten Könige besungen waren.

Kann ein solches Unternehmen dann zufällig zusammentreffen mit dem Bekanntwerden der Nachricht des Jordanes, dem Beginn der gotischen Studien, dem Annehmen der Kaiserwürde, auch noch mit der sinnbildlichen Bedeutung der Theoderichsstatue just vor den Fenstern des Kaiserpalastes, die sich ja nur mit unsäglicher Arbeitsqual aus der Ravennatischen Welt ihres Urbildes herbeischaffen ließ und dem neuen Herrn schon Dietrich von Berne vorstellen konnte mit Inbegriff der italienischen Welt Theoderichs und der einst römischen des Augustus?

Wir haben noch ein drittes Zeugnis für solche Heldengesänge, es spricht noch vor 849 in Altfrids 'Leben Liudgers'[3]) von dem um 790 wandernden blinden friesischen Sänger Bernlef und reiht sich den beiden andern so an und ein:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Jordanes IV. 25: | | *antiquo* | *canto* |
| Einhart: K. 29: | *barbara et* | *antiquissima* | *carmina, quibus* |
| Altfrid: II. 412: | | | |
| Jordanes: | *maiorum* | | *facta* |
| Einhart: | *veterum* | *regum* | *actus et bella* |
| Altfrid: | *antiquissimorum* | *regum* | *actus certamina que* |
| Jordanes: | *modulationibus* | *citharisque* | *canebant* |
| Einhart: | | | *canebantur* |
| Altfrid: | | *bene* | *noverat psallendo promere.* |

Es ist dreimal derselbe Gedanke in derselben Gliederung und mit nächstverwandtem Ausdruck.

A nimmt von E *regum* und *actus*, er variiert *bella* zu *certamina*, *canere* zu *psallere*, er variiert und steigert zugleich *veterum* zu *antiquissimorum* und verschlechtert zugleich. E nimmt von J *canere*, steigert in *antiquissima* (vgl. *antiquissima* A), variiert in *carmina*, verdeutlicht in *veterum*. Aber er fügt auch hinzu: *barbara* und *bella*. Eine Variation wäre auch seine Verlagerung des Ablativischen von *canto* nach *quibus* und die Herstellung des Hendiadyoin *actus et bella*.

A ist also von E abhängig, E von J, und wenn man nicht *bene* A aus *modulationibus citharisque* J hervorgegangen sein lassen will, so haben E und A keinen

---

[1]) Jordanes, De origine actibusque Getarum: MGh., Auct. ant. V. 1, IV. 25.

[2]) Vita Karoli Magni Kap. 29.

[3]) MGh., SS. II. 412.

inhaltlichen Wert neben J; denn selbst die Ersetzung des *maiorum* durch *veterum regum* ist nur verdeutlichende Variation, da auch *maiorum* J sich nach den angeführten Namen auf Könige bezieht.

Mit anderen Worten: Karls Liedersammlung suchte wirklich, was Jordanes von den alten Gotenkönigen berichtete, renaissancemäßig in neue Wirklichkeit umzusetzen, und sie beruht auf dem von Alkuin begonnenen Jordanesstudium.

Daß *regum veterum res gestae* und dergleichen ohne diesen Aufbau auch sonst vorkommen, wird nicht bestritten[1]).

Dürfte man die Bildkunst zum Zeugnis dessen heranziehen, was Karls Sammlung enthalten habe, so würde man als des Ältesten der Beschreibung der Friese in der kaiserlichen Pfalz zu Ingelheim gedenken, die Ermoldus Nigellus 'singen' läßt[2]). Da sah man auf der einen Seite des Saales Herrscher und Helden des Altertums bis auf Hannibal und Alexander, auf der andern

*Caesareis actis Romanae sedis opimae*
*Iungunter Franci gestaque mira simul,*

nämlich Konstantins und Theodosius', dann folgt gleich „Karl der Erste", *Fresonum Marte magister* (mit Anspielung auf „Martell"?), Pippin, der Aquitanien hinzugewann, und, nun auch schon Ahne, Karl der Weise, „offnen Antlitzes" unter der Krone, doch wohl sitzend, und ihm gegenüber die Schar der Sachsen, die den Kampf versucht: aber er schlägt und bändigt sie und fügt sie in sein Reich.

Nur die Sachsen also sähen wir allenfalls in Aktion, die Merovinger und außerdem alles Nichtkönigliche fehlt: eine statuarische Reihe Thronender gegenüber der bis ins einzelne bewegten Menge der Bilder in dem karthagischen Tempel Vergils, dessen Wortlaut[3]) hier mehrfach in Anspruch genommen ist.

Dagegen scheint der Poeta Saxo[4]), der „in der Frühzeit" Kaiser Arnulfs das Leben Karls meist nach Einharts Annalen bedichtete, das von diesem gegebene Schema der Liedersammlung *(veterum regum actus et bella)* nicht nur abermals variiert *(veterum proelia regum,* was wir nun leicht nehmen), sondern es auch mit eignem oder aus andrer Quelle entnommenem Inhalte gefüllt zu haben: *Est quoque iam notum: vulgaria carmina theotiske,* deutsche Lieder (nicht ,Volkslieder') feiern Karls Ahnen und Urahnen Pippin, Karl, Chlodwig, Theuderich, Karlmann, Chlotachar[5]).

Die auf Chlodwig, Theuderich-Wolfdietrich und Chlotachar haben wir

---

[1]) Vgl. MGh., Poetae I. 397 V.34 (Dungal).
[2]) Ebenda II. 65 V.245ff.
[3]) Aen. I. 455—94.
[4]) Manitius S. 583f.
[5]) MGh., Poetae IV.I. 58 V.117ff.

oder können wir erschließen. Es sind „einseitige“, wie einst auch die ältesten gotischen aus der Geschichte entwickelten Heldenlieder, wie sie von den Franken auch beibehalten sind[1]). Und es besteht wohl auch kein Grund zu der Annahme, daß von diesen Helden — es sind wie bei Ermoldus Nigellus und Einhart wieder nur Könige vertreten — in Karls Sammlung außer den erschlossenen und benannten Liedern noch andre gesungen gewesen seien. Die Quelle für die Aufzählung des Poeta Saxo war also die kaiserliche Sammlung, sie hatte ihre Besonderheit vor seinen andern Quellen in ihrer deutschen Sprache, und das *est quoque iam notum* besagt, daß ihr somit bezeugtes mündliches Neu- oder Weiterleben zur Zeit des Dichters schon mit der Aufzeichnung begonnen haben könne. Ludwig der Fromme hat die schriftliche Sammlung entweder nicht vernichtet, oder wenn er es tat, ihr mündliches Fortleben nicht verhindern können.

Wenn diese Meinung das Richtige träfe, wären wir wohl alle etwas auf Irrwegen gewandelt, und die Versuche, die erhaltenen Heldenlieder zu Karls Sammelgebot in Beziehung zu setzen, verlören ihre beste Kraft. Grade die „zweiseitigen“, die wir uns vielfach als die eigentlichen zu betrachten gewöhnt haben, wären in der Sammlung, die der Poeta Saxo kannte, höchst wahrscheinlich überhaupt nicht vorhanden gewesen. Karls Unternehmen wäre danach geschichtlich, politisch, vaterländisch, fränkisch im Literarischen gewesen, primitiv neben der Größe und künstlerischen Gewalt des zweiseitigen Liedes.

Die Aufzählung des Sächsischen Dichters ergibt ein sachlich und zeitlich rundes Ganze, auch bei einem Vergleich mit den Zeugnissen der Jordanes, Ekkehart, Ermold. Als Erweiterung könnte man da nur etwa das Einbeziehen der Merovinge als „Ahnen“ betrachten. Aber es beruht darauf, daß Einhart wie Sueton die vor der Adoption des Octavius vorhandenen Ahnen des nunmehrigen Augustus in Anfangskapiteln behandelte[2]). Sueton bespricht da sachlich, kühl, wie einer, der mit seiner Zeit und in gefährlicher Stellung gelernt hat, in den knappsten Worten doch Rückzugsmöglichkeiten zu lassen, auch Anekdotisches und übelwollenden Klatsch, erhebt sich mit der Nennung der neuen Namen Caesar und Augustus, d. h. mit der Adoption, feierlicher zu jener Jugendentwicklung, die mindestens aus ihrer Raschheit etwas von Glanz erhält. Und so erlaubte sich auch Einhart die gebrochene Linie von den Merovingern zu Karls Geschlecht, die doch auch politisch sein mußte, und glitt sanft über den Bruch hinweg: das Alte ist bereits versunken, auf das Neue fällt das volle Licht, und nur hier hat Einhart etwas Spöttisches von der Suetonischen Art in dem breit ausgeführten und unvergeßlichen Bilde der armen langhaarigen Schattengestalten auf dem Ochsengefährt, das der Hirt zum Palaste, das der Hirt

---

[1]) Vf., Vorgeschichte S. 366.

[2]) Oktavius Kap. 1—7.

zum Maifeld, das der Hirt wieder nach Hause „lenkt“. Immer das gleiche Zu langsam und Zu spät[1]).

In dem Abschnitte über die *mores et studia* Karls aber berichtet Einhart[2]) abermals variierend, daß am königlichen Tische *historiae et antiquorum res gestae* (ohne Beschränkung auf Könige) vorgelesen wurden, und man hat das behende auf Caesar und Livius, sogar auf Tacitus bezogen. Aber auch Altfrid spricht ja von *antiquorum actus regumque certamina* (mit Umstellung), und da kann man nicht bezweifeln, daß heimische Lieder gemeint sind, muß auch glauben, daß Bernlef bei seinen Zügen durch die Bauernhöfe nicht nur von Königen sang. Wir halten uns also den Weg zu einer leichter eingängigen und kräftig zu dem Entschlusse, die alten Lieder zu sammeln führenden Tischlektüre mindestens noch offen, indem wir an die 'Historia Langobardorum' des Paulus Diaconus[3]) denken.

Da war ja die Reihe der glänzendsten zweiseitigen Heldenlieder in die Geschichtserzählung eingeflochten, daneben Schwankhaftes und Heitres, der Göttertrug und Autharis Brautritt, Groß und Klein bis zur Anekdote und der saga-ähnlichen Erzählung vom eignen Geschlecht, manches mit antikisch-mittelmeerischem Einschlag. Und dies Werk entstammte einer kaum vergangenen Gegenwart, sein Verfasser war ein Freund des Königs in besonders zartem Sinne: in dem sicheren und edlen Abstande des gewonnenen, aber vaterlandberaubten Feindes, der dann doch verstehend entlassen wird[4]) und nun nach seinem Tode mit dem Wehmutvollklang des Verlornen herüberspricht.

Diese Langobardengeschichte war überdies aus der glücklichen Nötigung hervorgewachsen, das eigne Volk dem beherrschten römischen gleichwertig darzustellen und nun mangels eigner schriftlicher aus mündlichen Überlieferungen zu schöpfen, sie aus eignem Erleben und Urteil zu ergänzen. Sie ist so das Gegenstück zu der Gotengeschichte des vir Gotoromanus Cassiodor, die wir nur in dem kargen Auszuge des Jordanes haben: die aber wurde ja der Ausgang der gotischen Studien in Karls Bereich und gab vielleicht sogar die Form des Sammelgebots.

Wir brauchen uns aber auch nicht zu scheuen, Livius als Lektüre der Hoftafel zuzulassen.

Denn wer sich der Erzählungen vom Kampfe der Horatier und Curiatier, von Mucius Scaevola, Horatius Cocles, Coriolan und wie sie alle heißen, wieder erinnert, nachdem er die Lehre vom germanischen Heldenliede erobert hat und dann den Livius liest, muß der nicht diese Gestalten aus

---

[1]) Vita Karoli Magni Kap. 1.

[2]) Ebenda Kap. 24.

[3]) MGh., Script. rer. Langob. S. 12ff.; Geschichtschreiber d. dt. Vorzeit 15: Paulus Diaconus . . ., übers. v. O. Abel [3]39.

[4]) MGh., Poetae I. 707.

den Liviusworten heraustreten sehen wie Alboin, Thurismod, Authari und die andern langobardischen Helden aus den Worten des Paulus? Sind sie nicht alles, um dessentwillen uns von Haus aus die römische Geschichte wert und lieb sein kann? Wir fühlen die Verwandtschaft dieses Heldischen, wiewohl es in seiner Kriegerschicht so anders als jemals bei uns dem Staat und seiner Herrlichkeit dient und noch in seiner Prosagestalt den europäischen Renaissancen, ihren Dichtern und Gelehrten ein geschichtemachendes Beispiel, einen fabelhaften „Römergeist" schuf, der eine gewaltige Macht geworden ist — indessen das große, unstaatlich-tragische Heldentum der Germanen mit den tödlichen Seelenkämpfen seiner Einzelnen vorlängst versank, zu töricht für die Weltgeschichte. Wer aber dann, hundert Jahre nach Barthold Niebuhr geboren, seine 'Römische Geschichte'[1]) wie ein wiedergefundenes Buch Jacob Grimms liest und sich von seiner großen nachtwandlerisch sicheren Schau rasch und glücklich entzünden läßt, der weiß auch schon aus der eignen Lehrlingszeit, wie die Zeugnisse für alle beim Mahle, mit oder ohne Musikbegleitung, von einzelnen oder mehreren vorgetragenen Lieder auf Taten und Tugenden der römischen Vorfahren, so stark sie denen bei Jordanes, Einhart usw ähneln, mit Hilfe der Nachrichten über die einzelnen literarischen Gattungen und der etwaigen griechischen Hintergründe entleert werden können. Aber er stimmt dem römischen Heldenliede zu, nachträglich auch der gewichtigen Stimme, die sich dafür erhoben hat[2]).

Aber warum sollten die Gestalten des Livius nicht zusammen mit denen des Paulus und Jordanes, aus dem Vorlesen auferstehend, auf Karls Phantasie einwirken, zumal sie unter so gleichartigen Gesetzen standen?

In Montecassino, wieder daheim, hatte Paulus zum Schlusse des ersten Buches seiner Geschichte geschrieben: „Alboins glanzvoller Name wurde weit und breit so bekannt, daß auch heute noch bei den Baiern wie Sachsen und andern Männern derselben Zunge in ihren Liedern seine Freigebigkeit, sein Ruhm wie, in Kriegen, seine Glückhaftigkeit und Tapferkeit gefeiert werden." Wir finden dies Lob durch den 'Widsith'[3]) bestätigt. Der Weg zu ihm führt über die Sachsen, von denen angeblich 20000 Alboins Zuge nach Italien gefolgt waren, und das älteste Zwischenglied bilden wie auch sonst bei den gotisch-langobardischen Liedern die Baiern. Wer aber sind die „andern Männer gleicher Zunge"? In welchem Sinne konnte Paulus die langobardische, bairische, sächsische Sprache gleichsetzen? Abermals im Sinne

---

[1]) B. Niebuhr, Römische Geschichte I², B. 1827, S. 254ff.; A. Schwegler, Röm. Geschichte, Tübingen 53, S. 53ff.; O. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung, L. 94, S. 8; Teuffel § 82; Fr. Leo, Gesch. d. röm. Lit. I, B. 13, S. 18f.; Schanz I⁴. § 10.

[2]) G. Pasquali, Preistoria della poesia romana, Florenz 36, S. 72ff.

[3]) Widsith ed. by Kemp Malone, London 36, V. 70ff.; Vf., Vorgeschichte S. 314.

jenes Spruches der Ingelsheimer Tagung (S. 179), der die Deutschsprecher des Reiches politisch und sprachlich zusammenband. Diese neue Begrenzung des *theodisc* hätte also selbst der Langobarde Paulus angenommen und vom Hofe mit heimgebracht. Und andrerseits bahnte er so auch seinen Liedern einen besonderen Weg zu Karl, sofern sie es noch nötig hatten: es sind die höchstgesteigerten „zweiseitigen“ Heldenlieder, und da grade sie den Aufbau der Langobardengeschichte empfindlich stören — z. B. wird jener Lobpreis Alboins am Schlusse des ersten Buches angebracht, ehe noch von der Eroberung Italiens berichtet ist —, so konnten sie um so leichter dienen, die hinter den Nacherzählungen liegenden Urfassungen zu erneuern, wenn sie nicht noch bekannt waren.

Indessen brachten ja die drei Geschichtsschreiber, Livius, Jordanes, Paulus, zwar wohl Erzählungen von Helden und Heldentaten, zum Teil sogar so, daß man die zugrundeliegenden Dichtungen in ihrem Aufbau herstellen konnte, Karl aber wünschte die Dichtungen selbst, auch ohne Geschichtszusammenhang.

Das ist auf seinem Wege der Befreiung unseres deutschen Schrifttums Karls größter und letzter Schritt.

Freilich haben wir in Deutschland (also außer den in die Edda abgewanderten Stücken) kein Königslied zur Hand, und als Ersatz kann nur das eine Hildebrandlied dienen, wenn wir uns ein Bild zunächst der sprachlichen Gestalt der Sammlung machen wollten. Der erhaltene Text hat, vermutlich für einen sächsischen Empfänger, gewisse altsächsische Sprachformen schematisch und so auch fehlerhaft eingesetzt bekommen. Die Vorlage aus der Zeit Abt Baugulfs von Fulda († 802) hatte noch insulare Schriftzüge und war wohl ohnehin zu alt, um noch zu Karls Sammlung hinzugezogen sein zu können[1]). Im übrigen war das Lied nach dem Zeugnis der Sprachformen und der Namen wohl den natürlichen Weg durch Kopf und Herz neuer Mönchsbrüder von Baiern nach Fulda gegangen: ein Leben in den Klöstern, wie das des Ingeldliedes in Lindisfarne, das Alkuin noch 797 beklagt (S. 156). Junge und alte Stäbe und Lautformen standen bereits nebeneinander und schienen so berechtigt wie mundartliche und Schreibungsverschiedenheiten oder gar unverstandene Urworte: das alles gehörte zu dem erhaltenen Umfang der Dichtsprache, die den weitwandernden Skop oder seinen schreibenden Konkurrenten oder Nachfolger befähigte, seine Lieder mit den kleinstmöglichen Änderungen über alle germanischen Länder zu tragen, das Hildebrandlied von den Langobarden zu Baiern, zu Franken, Sachsen und Nordleuten.

Immerhin, wenn etwa Einhart ums Jahr 802 das Hildebrandlied für die Sammlung aus Fulda geliefert oder verschafft hätte — es gehörte schon Theotrihhes wegen in Karls Bereich —, so wäre es, abgesehen von Einzel-

[1]) Vf., Das Hildebrandlied, H. 45, S. 9ff. u. 40f.

fehlern und Lücken, auch von den altsächsischen Zutaten, vielleicht kaum weniger zwiespältig in seiner Einheit gewesen als es uns heute ist, wenn wir nach Verspeisung aller Grammatiken die Vielgestalt des Althochdeutschen wieder als Einheit zu erfassen, also wie ein Skop zu hören und in ihrem Geiste zu erfassen versucht haben.

Wir verbinden wohl in unsrer Phantasie besonders leicht grade solche Vorträge germanischer Lieder mit der Halle des Fardulf

*In qua cum famulis gaudeat ipse suis (Carolus),*
*Ipse suis servis, quos vincula nectunt:*[1])

für eine solche Halle wären sie ja einst bestimmt gewesen. Aber war es dann nicht nur eine Art Aufführung? Gab es noch die alte Singform des Vortrags? Doch wohl: nach dem Bernlefzeugnis Altfrids zu urteilen. Es brauchte nicht anders als in Fulda oder Lindisfarne zu geschehen, auch wenn der Text schon Schwarz auf Weiß stand.

Alles dies wissen wir nicht, aber wir fragen so gröblich, um uns klar zu bleiben, daß diese Sammlung nicht gleich ein Weiterleben, sondern eine zweckhafte Konstruktion war, die andre Bedingungen hatte als eine Einzelüberlieferung, die in einer engen Gemeinschaft weitergegeben war wie das Hildebrandlied, und auch da ist das Herunterholen eines Dichtwerks, vielmehr nur eines Bestandteils von ihm, aus Luft und Schall seines Vortrags auf das stumm-sichtbare Blatt zunächst nur das Wagnis einer Schreib- und Studierstube.

Jedenfalls ist hier ein harter Absatz der Überlieferung zu fühlen, an Karls Hofe wie in Fulda. Der Blick in die Vergangenheit ist hier nicht mehr naiv, er ist mit Wissenschaft beladen und braucht einen durch sie freigewordenen Sinn, der das Große und Schöne auch im Fremdartigen, auch im Heidnischen erkennt, wie etwa in der Augusteischen Dichtung, und nun gar und um so lieber an den eignen Vorfahren.

Diese Liedersammlung Karls, der Durchbruch des Germanischen in das deutsche Schrifttum ist also eine Wiedergeburt mindestens altfränkischer Dichtung, hervorgedrängt durch die Karlische Renaissance, noch bevor sie in Lupus von Ferrières eine Fachphilologie wurde. Wir haben sie nun im Herauspräparieren des Alkuinischen Entwicklungsganges von der lateinischen zur deutschen Grammatik, zum Theodisc und zu Jordanes umwegig genug vorgeführt.

Ob und wieweit der Antrieb der Sammlung auch zum Niederschreiben andrer Heldenlieder geführt habe, wäre von Fall zu Fall zu überlegen, — wenn uns das Schicksal nicht auf das einzige Hildebrandlied beschränkt hätte.

---

[1]) MGh., Poetae I. 353, I. 14f.

## IV

Hrabans kleine Schrift 'De inventione linguarum' (statt *literarum*) verknüpft seine Runenstudien mit Alkuins[1]). Andrerseits ist sie zeitlich begrenzt durch die Widmung seines Büchleins 'De institutione clericorum' von 819. Die Zeit unsrer sächsischen Bearbeitung des Hildebrandliedes ist paläographisch auf das zweite Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts festgelegt, aber die Absetzung des Abtes Ratgar und der Befehl an die Mönche Aaron und Adalfrid, die genaue Beobachtung der Benediktinerregel in Fulda durchzuführen, schieben die untere Zeitgrenze auf das Jahr der Reform von Inden, auf 817 empor[2]). Die Heimat der sächsischen Fassung des 'Abecedarium Nordmannicum' war schon[3]) von Nordalbingien auf das Gebiet der „Markomannen" um *Isarnho* verengt. Setzt man aber diesen Namen gleich *Itzehoe* mit mißverstandenem Zetazismus, so gerät man auf den Taufhandel des Reiches mit König Heriold von Dänemark.

Darüber sagen die Reichsannalen[4]) zum Jahre 814: (Heriold war von den Söhnen des Dänenkönigs Gotfrid besiegt und vertrieben.) Kaiser Ludwig nimmt ihn als Lehnsmann an, heißt ihn nach Sachsen gehen und warten, bis er ihm Hilfe bringen könne. 815: Die Sachsen und Abodriten werden zu dieser Expedition abgeordnet. Aber bis zum Mai muß Heriold warten. Dann ziehen sie in sieben Tagen über die Eider und an die Küste östlich Schleswigs, können aber gegen die Dänen, die mit starker Flotte vor einer Insel (Fünen) liegen, nichts ausrichten, und müssen sich auf ihrem Rückzuge mit Verwüstungen und Mitnahme von Geiseln begnügen *(acceptis popularium obsidibus)* und wenden sich zurück zum Kaiser nach Sachsen. (Ludwig war in Paderborn.) 817: Die Gotfridsöhne bitten wegen der dauernden Feindseligkeiten Heriolds beim Kaiser um Frieden. Sie finden kein Zutrauen, und Hilfe wird Heriold gegen sie erwiesen. Die Abodriten fallen ab und erreichen von den Gotfridsöhnen, daß ein Heer in das überelbische Sachsen geschickt wird. Eine Flotte kommt durch die Elbe bis nach Esesfeld und verwüstet die Ufer der Störe; Gluomi, der Markwart der dänischen Grenze, kommt auf dem Landwege mit seinen Fußtruppen und den Abodriten zu demselben Kastell. Aber es wird von den Unsern tapfer verteidigt, die Feinde geben die Belagerung auf und ziehen ab. 819: Heriold wird auf Befehl des Kaisers durch die Abodriten zu seinen Schiffen zurückgeführt und segelt in sein Vaterland, dort die Königsherr-

---

1) Vf., Runenberichte 1. 78ff. (S. 79 Z. 22 ist zu streichen „þ und").

2) Vgl. auch P. Lehmann in der Festschrift Isak Collijn, Uppsala 25, S 56; G. Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui, Bonn 85, Nr. 13.; P. Lehmann, Fuldaer Studien, M. 25, S. 6f.; K. Christ, Bibliothek des Klosters Fulda S. 66.

3) Vf., Runenberichte 1. 87.

4) Ann. regni Franc. S. 141ff.

schaft zu übernehmen. Zwei von den Gotfridsöhnen hatten sich mit ihm geeinigt, zwei waren vertrieben.

Der erste Akt des Heriolddramas ist beendet, ohne daß von Taufe die Rede gewesen; mit ihm die Reihe der in Fulda festgelegten germanischen Denkmäler, die sächsische Beziehungen im Texte haben, und der Weg vom Dänischen zum Sächsischen zum Fränkischen, den das 'Abecedarium' aufweist, scheint in Heriold sozusagen Fleisch und Blut geworden. Aber auch unter jenen dänischen Geiseln, die ja gewiß nicht die Schlechtesten ihres Landes waren, und selbst unter den Gefangenen konnten Vermittler sein.

Andrerseits wäre auch für das sächsisch bearbeitete Hildebrandlied schwerlich ein besserer Empfänger zu denken als Heriold: ein König noch des germanischen Heiden- und Heldenalters, am sächsischen Nordwege des epischen Liedes gesessen, in fünf sächsischen Reckenjahren der Landessprache mächtig geworden und so selbst eine der Brücken des Heldenliedes von Deutschland in die Nordwelt. Wir denken dabei an den Nachfahren, *quendam arte Saxonem, arte cantorem*, den (noch um 1131) der Dänenkönig Magnus aussendet, den Herzog Kanut herbei- und in den Tod zu führen: der Sänger warnt ihn indem er ihm das Lied von dem Verrat der Grimilda an ihren Brüdern vorträgt[1]). Auch Heriold hätte ein Burgundenlied hinübertragen können.

Wir aber fragen: warum bei solchen Möglichkeiten dies schmerzlich rasche Absterben der in der Berührung mit dem nordischen Heidentum noch einmal aufgeblühten Germanenkunde und mit ihr der alten Dichtung?

817 war das Jahr der Klosterreform von Inden: da mußte man in dem raschen Gedeihen des germanischen Dicht- und Schreibwerks etwas besonders Verderbliches sehen. 818—22 ist der alte Eigil Abt, den eine enge theologische Gemeinschaft mit Hraban verknüpft, und 822 ist dann Hraban aus dem jungen Lehrer der Abt des Klosters mit den besondren Pflichten seines Amtes geworden. Aber schon das Jahr 819 und die erste datierbare Schrift seit 817 läßt eine rechtwinklige Abkehr von den Germanienstudien erkennen, deren Geist zugleich die alte fuldisch-theodiske Schrift, die Insulare, in diesen beiden Jahrzehnten noch einmal zum Aufblühen neben der sieghaften karolingischen Minuskel trieb[2]): in seinem Buche 'De institutione clericorum' und dort in einem aus Augustins Büchern 'De doctrina christiana' entnommenen Abschnitte steht auch einiges Eigne[3]): bei der Verpönung von *aruspicum et augurum libri*, der *ligaturae atque remedia, quae medicorum quoque disciplina contemnit*, bei den *praecantationibus* und *quibusdam notis, quas characteres vocant*, fallen Hraban seine Buchsta-

---

[1]) Saxo Grammaticus, Gesta Danorum, hrsg. v. A. Holder, Straßburg 86, S. 426. 40ff. (Buch XIII).

[2]) P. Lehmann bei J. Theele S. 6

[3]) Ausgabe A. Knöpfler, M. 01, III. 16 (S. 217ff.): Vf., Runenberichte 1. 88.

ben- und Runenstudien ein, und als dann von dem Zulässigen gesagt wird *Sed haec tota pars humanorum institutorum, quae ad usum vitae necessarium proficiunt, nequaquam est fugienda christiano, immo etiam quantum satis est intuenda memoriaque retinenda,* fügt er hinzu *Ad hanc partem etiam pertinent literarum figurae, quae pro libito hominum constitutae sunt, nec tamen omnibus gentibus communes, sed alias hebraica, alias graeca, alias latina gens habet* (die der drei heiligen Sprachen), *et ceterae quaedam gentes similiter ad proprietatem linguae suae literas sibi secundum suum placitum formaverunt*: die Weissagungen und Zaubersprüche sind preisgegeben, von denen 'De inventione' doch berichtet, auch die zaubrischen *characteres*, aber nicht die Schriftzeichen, mit denen sich Hraban besonders befaßt hatte[1]).

Abgeschworen dagegen werden die *ligaturae* und die *praecantationes*, und das klingt, als ob er sich da wohl sündig gefühlt habe. *Ligatura* „Bindung" übersetzt das altnordische *seiðr* „Zauber", das zu germanischem ×*saitha* „Bindung" gehört, und an sein einziges Vorkommen in Deutschland, nämlich auf zwei Weihesteinen 2./3. Jahrhunderts in der Nachbarschaft von Zülpich, die den *Matronis Saitchami(m)* oder *Saithamia*[*bus*] gewidmet sind. Denn wenn man da *-chami-* zu unserm „hemmen" stellt (altirisch *urchomal* „Fußfessel"), so hat man „(Zauber-)Bindung hemmende Frauen" wie im ersten Merseburger Zauberspruche und mit ihnen zugleich die bindenden und lösenden Worte *suma hapt heptidun . . . insprinc haptbandun, invar vigandun!*[2])

Bei den verpönten *praecantationibus* aber denken wir an 'De inventione literarum'[3]). Die kürzere ältere Fassung besagt, daß die Runen bei den Dänen erfunden sind, die sie noch jetzt zur Aufzeichnung ihrer *carminum et incantationum* benutzen sollen; die längere jüngere macht daraus mit Zerstörung des Satzbaues, daß „die Markomannen, die wir Dänen nennen", damit ihre *carmina incantationesque ac* (nach Tacitus!) *divinationes significare procurant, qui adhuc paganibus ritibus involvuntur.*

Jedenfalls sind also für Hraban die Erfinder (in der durch Isidor vermittelten Art des Heuretes der Griechen) die Dänen (Nordmannen), die Anwender dagegen, denen er, wie es uns (S. 187) schien, bei Itzehoe das 'Abecedarium' zu verdanken hatte, die Markmannen, soweit sie noch in heidnischen Kultbräuchen steckten. Er kannte also bereits die Runen des 'Abecedariums' und erschloß falsch eine Aufzeichnung von Zaubersprüchen in Runen, so falsch wie ers bei den Losrunen des Tacitus tat. Denn die Geschichte kennt bis zu dem späten Codex des Schonischen Gesetzes die

---

[1]) Vf., ebenda 1. 88.

[2]) S. Gutenbrunner, Die germ. Götternamen der antiken Inschriften, H. 36, S. 225 u. 163f.; Vf., Vorgeschichte S. 47, 90, 370; F. Kluge, Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache, [11]B. u. L. 34 unter 'hemmen'.

[3]) Vf., Runenberichte 1. 82.

Runenschrift nicht als „Überlieferung“[1]). Die Übernahme des ‘Abecedariums’ aber ist nun durch Hraban, ist sozusagen durch Itzehoe auf frühestens 817 datiert (S. 187).

Hraban kannte also bis 817 in Fulda, in dem einzigen Jahrzehnt und an dem einzigen Orte in Deutschland, die nach unsrer Kenntnis für gelehrte Überlieferung germanischer Texte, insbesondre heidnischer, noch in Betracht kommen, Zaubersprüche, die er aufgezeichnet denkt, und rückt nun von ihnen ab.

Sollen wir es daraufhin wagen, die Merseburger Sprüche mit Hraban und seiner Lehrerzeit vor 817 in Verbindung zu bringen (ihnen endlich eine Stätte zu bereiten)?

Erst im 10. Jahrhundert ist nach ihren Sprach- und Schriftformen die rettende Niederschrift der beiden (nur nach ihrem Aufbewahrungsorte genannten) Sprüche (I und II) entstanden; schwerlich die erste überhaupt, denn sie enthält den hochdeutschen Stabreim *Phol: vuoren*, Merseburg aber war damals niederdeutsch, und man schob das *h* nachträglich ein, wie jede Abbildung zeigt. Die Handschrift 9. Jahrhunderts, in die sie eingetragen sind, gehört wegen ihres liturgischen Inhalts irgendwie nach Fulda[2]), und sie könnte noch unter Bischof Wicpert (1004—09) nach Merseburg gekommen sein, der nach dem Chronisten viele Bücher und gottesdienstliche Geräte „zusammenkratzte“[3]).

Versucht man eine Ortsbestimmung der Mundart des Schreibers der beiden Sprüche nach den Karten des neun Jahrhunderte jüngeren Deutschen

---

[1]) H. Arntz, Handbuch der Runenkunde, [2]H. 44, S. 248.

[2]) I

*Eiris sazun idisi, sazun hera duoder,*
*suma hapt heptidun, suma heri lezidun,*
*suma clubodun umbi cuoniouuidi:*
*insprinc haptbandun! invar vigandun!*

II

*Phol ende Uuodan vuorun zi holza.*
*du uuart demo Balderes volon sin vuoz birenkit.*
*thu biguol en Sinthgunt, Sunna era suister,*
*thu biguol en Friia, Volla era suister,*
5 *thu biguol en Uuodan, so he uuola conda:*
*sose benrenki, sose bluotrenki,*
*sose lidirenki:*
*ben zi bena, bluot zi bluoda,*
*lid zi geliden, sose gelimida sin!*

Braune, Ahd. Lesebuch, [10]H. 42, Nr. XXXI mit den literarischen Nachweisungen.

[3]) Chronica episcoporum Merseburgensium: MGh., SS. X. 172. 19; vgl. auch Christ, Bibl. des Klosters Fulda S. 278.

Sprachatlas[1]), so ergibt sich nach Einschalten aller Sicherungen als Heimat ein ostfränkisches Gebiet von vierzig Ortschaften um Kissingen, darunter Hammelburg und Münnerstadt. Aber die seit dem Althochdeutschen eingetretenen Sprachverjüngungen (z. B. die der Endvokale zu *e*) sind nach ihrem Wie und Wann den Angriffen des Atlas nicht mehr erreichbar: wenn die Heimatbestimmung für den Schreiber des 10. Jahrhunderts gilt, dann auch für den seiner Vorlage.

Die Wahl zwischen diesen beiden Möglichkeiten erlaubt vielleicht die etwa 832 oder 834 fertige Tatianübersetzung (S. 208)[2]).

Von den kleinen Besonderheiten ihrer Schreiber teilt II mit dem Schreiber T$\gamma$ das *he* „er", das allein hier (6mal) neben dem sonstigen massenhaften *her* steht; desgl. steht nur hier der Dat.Sing. auf *a* statt *e (bena, bluoda)*. Die Zusammenziehung des *ei* zu *e (ben, bena)* findet sich außer bei T$\gamma$ auch bei T$\alpha\acute{\alpha}\delta\delta'$; die Verkürzung des Pronomens *inan* zu *en* hat eine Parallele außer bei T$\gamma$ *(in)* auch bei T$\beta\beta'$. Außerhalb von $\gamma$ bleibt die Gleichheit der Brechung *era* (statt *ira*) mit *ero* T$\alpha$, und das *suister* (statt *suuestar*) in T$\delta$[3]).

Innerhalb der Gemeinsamkeitssprache von T wären die Sonderformen dann wohl mundartliche Überbleibsel, die in der fuldischen Vorlage von II noch nicht so verpönt gewesen wären.

Daß *d* im Inlaut unverschoben bleibt (Anlaut fehlt, Auslaut *bluot* und *-gunt*), ist die einzige Gemeinsamkeit von I und II, die sich mit jener Art altertümlicher Sonderformen in T vergleichen läßt. Aber nur T$\delta$ liefert Formen wie *uuonada, leccodun, giloubdun* entsprechend den *heptidun, lezidun, clubodun* I, *gilimida* II, *idisi, -uuidi* I, *Uuodan* II; desgl. *uuerald, aldere* wie *Balderes* II, *uuande* wie *bandun* I, *ende, conda* II.

Indessen ist es ja Willkür anzunehmen, daß die beiden Zaubersprüche dieselbe Mundart gehabt hätten. Größtenteils sind denn auch jene Kennformen nur einseitig in I oder in II bezeugt.

Auch die Entartungen der Endsilben in *suma* I und *bluoda, bena* II lassen sich nicht ohne weiteres vergleichen; *heptidun, vigandun* I und *volon* II sind verschieden; *eiris* I bewahrt einen voralthochdeutschen Diphthongen, *ben* II treibt im Gegenteil die Monophthongierung noch über den Stand des Althochdeutschen hinaus. Die noch undurchsichtigen oder altertümlichen Worte *(hera duoder, cuonio-uuidi)* stecken alle in I, und sie lassen für die epische Einleitung einen noch tieferen Hintergrund als II vermuten.

Die erste Fuldaer Niederschrift von I und II liegt also noch vor T, d.h. der endgültigen Form der Tatianverdeutschung: in T sind die mundartlichen Eigentümlichkeiten der Schreiber bereits viel stärker ausgeglichen.

Nach unsrer Erfahrung müßten dann diese Zaubersprüche, die bei uns

[1]) F. Wrede, Berl. Sitz.-Ber. 1923, XIV.

[2]) Ausgabe Sievers, [2]Paderborn 92, Grammat. Einleitung; Vf., Die Überlieferung des ahd. Tatian, Hall. Monographien, hrsg. v. O. Eißfeldt, Nr. 4, H. 48.

[3]) Wrede, Berl. S.-B. 1923, S. 87[3].

einzig und allein die deutschen Heidengötter am Leben und in Tätigkeit zu zeigen wagen und in Fulda aufgezeichnet sind, zur Zeit der germanistischen Tätigkeit Hrabans, d. h. spätestens 817 (S. 187) auf das Pergament gerettet sein, und in der '*Institutio clericorum*' glaubten wir schon etwas wie eine Zurücknahme, somit ein Bekenntnis wahrzunehmen.

Wirklich ist, was nun vorliegt, gelehrte Überlieferung: es gibt hier nichts von Christentum der Zeit, Einsatz von Heiligen- für Götternamen, von Trinität und Paternostern für die Formel, und ganz vergeblich hat man versucht, die völlige Vereinzelung dieses Heidentums in der Flut christlicher Gegenbeispiele zu versenken: grade an den Sprüchen zu verrenkten Pferdefüßen sehen wir, was bei ungelehrter Überlieferung aus Wodans Heilung wird. Man schafft auch das Schwierigste an der Erklärung der beiden Zaubersprüche nicht dadurch aus der Welt, daß man annimmt, sie seien, wie sie alle, unterkonfessionell, und dergleichen läßlich aufzuzeichnen sei immer möglich gewesen, denn dafür haben wir außer an gelegentlich eingestreuten und unverstandenen heidnischen Brocken keine Belege und haben sie am wenigsten in der Zeit des nachbonifazischen Christentums im Volke zu erwarten. Als Beispiel bliebe nur die Merseburger Abschrift, aber eben diese, die ja in der fortgeschrittenen Zeit um so schwerer erklärlich wäre, sie ist ja eine Abschrift und alles andre als läßlich.

Unsre Zaubersprüche pflegen sonst, wenn sie nicht grade unter Rezepten stehen, in Winkel gepreßt zu sein, verschmutzt, entstellt, kaum zu entziffern und dann zu enträtseln, mit andren, auch mit Latein vermischt, zum Teil Worte völligen Unverstands, die aufs neue magisch werden. In I sieht man dergleichen ja auch begonnen: *hera duoder! Cuoniouuidi* war auf dem Wege dazu. Aber diese feierliche Abschrift hat alles in Reih und Glied gebracht, und es ist durch sie ein Teil soldatischer Ordnung und Sauberkeit geworden.

Das Alte Sigurdlied (Brot „Bruchstück") der Edda[1]), die älteste und furchtbar größte Darstellung des Stoffes, die auf uns gekommen ist, enthält zwar keinen Zauberspruch, dafür aber eine Zauberhandlung, die auch ohne Spruch den Burgunden Gothorm so seiner Sinne beraubt, daß er Sigurd zu morden einwilligt.

So heißt es in dem Mordrat der Gibichungischen Brüder[2]):

> *Sumir ulf sviðo, sumir orm sniðo,*
> *sumir Gothormi af gera deildo.*
>
> Einige den Wolf brieten, einige den Wurm schnitten,
> einige Gothorm von dem Raben teilten.

[1]) G. Neckel, Edda I, Heidelberg 14, S. 193ff., Str. 4; Deutsch von Genzmer-Heusler I, [4]Jena 34, Nr. 3 Str. 6.

[2]) H. de Boor in Merker-Stammlers Reallexikon III unter 'Zauberspruch' (§ 6); I. Lindquist, Galdrar, Göteborg 23, S. 17.

Drei Gruppen also handeln in ängstlichem sprachlichen Gleichlauf; drei Subjekte, drei Objekte, drei Prädikate mit gleichen Formen, das Verb dabei aber das dritte Glied abwandelnd, so daß wenigstens dies das sog. Achtergewicht beifügt und zu den ersten drei Halbversen noch den vierten ausfüllt. Und dies zauberische Gebilde wird dann noch mit magisch durcheinandernebelndem Klang- und Reimschmuck versehen[1]):

1 a *sumir* ***u*** *sviðo*<br>
1 b *sumir* ***o****-rm* *sniðo*<br>
2 a *sumir* ***g****-orm*<br>
2 b ***g*** *do.*

Aber die Handlung ist durch all das nicht klarer geworden: ward nur der Wolf gebraten, nur der Wurm geschnitten, nur von dem Raben zugeteilt? Briet, schnitt, teilte man nicht jedes der drei Tiere für und an Gothorm aus, und in welcher Abgrenzung taten die drei Gruppen das? Wer waren überhaupt die dreimal „Einige", die hier in jeder Gruppe handelten? Gab es außer Gunnar und Högni noch andre, die hier in Betracht gekommen wären und die dann „meintatslüstern" Hand an den Helden legten?

Diese beiden Verse haben ein genaues Gegenstück im zweiten und dritten unsres Zauberspruches: der gleiche sprachliche Aufbau aus dreimal Subjekt (desselben Stammes *sum-*), Prädikat (derselben Form) und Objekt, zum dritten Male Achtergewicht mit Ausweitung zu einem vierten Kurzverse; dieselbe Verwandtschaft im Klangschmuck:

2 a *suma* ***h****-apt* ***hept*** *-idun*<br>
2 b *suma* ***h*** *-idun*<br>
3 a *suma* ***c*** *-dun*<br>
3 b ***c***

Danach müssen die beiden Verspaare voneinander abhängen, und zwar so, daß das Lied aus einer Stufe des Spruches entnahm, jenes aber auch ein Textzeuge für diesen wird.

Nehmen wir jetzt die erste und vierte Zeile des Spruches hinzu, und stellen ihren Klangschmuck fest (wie oben):

1 a ***ei*** *sazun* ***i***<br>
1 b *sazun* (*hera*, vgl. *heri* 2b)<br>
4 a *in* *hapt* (vgl.2a) ***bandun***<br>
4 b *in* ***v*** ***v*** *gandun.*

Der Hauptunterschied zwischen dem Spruche und den beiden Versen des Liedes ist die Stablosigkeit von 1b und 4a. Die stehen darin auf einer

[1]) fett: Stabreim, schräg: Wortreim.

Stufe mit V. 7 des zweiten Spruches *sose lidirenki;* die Stabverteilungen 1a a x x und 4 x x a a[1]) sind Überreste altertümlichen Versbaus. Die beiden stablosen Vershälften wären ja anderweit reichlich gebunden: *hera*[2]) 1b mit *heri* 2b und *hapt heptidun* 2a, *in-* 4a mit *in-* 4b, *hapt* mit *hapt, hept* — *heri* 2. Im übrigen haben wir einen Hinweis auf einen in *hera* verlorengegangenen Stab in dem angelsächsischen Spruche auf die als *sigewif* walkürisch stilisierten Bienen[3]):

*Sittege, sigewif, sigað to eorþan!*

Man müßte, wie auch mehrfach versucht ist, eine Form von *ero* oder *erda* „Erde" mit dem vorangestellten *h* annehmen, das hier besonders gute Vorbedingungen hätte, lautliche und paläographische (wenn es aus *in* oder *zi* entstellt wäre; *duoder* wäre dann das Otfridische *tho thar* „damals dort"[4]).

Vielleicht befreit uns auch der Nachahmer von den in der Vierviertaltakter-Welt einzigartigen Zweivierteltakter-Versen dieses Spruches, an die so viele glauben: denn er sprach sie echter, indem er *sumir* in die Auftakte nahm. Dann erhalten wir dies Nebeneinander:

| | |
|---|---|
| *sumir úlf svíðo* | *sumir órm sníðo* |
| *suma hápt héptidùn,* | *suma héri lézidùn* |
| *sumir Góthórmì* | *af géra déildò* |
| *suma clûbódùn* | *umbi cûniouuidi*[5]). |

Danach wären die Verse so skandiert: im

| | äußern Auftakt, | im 1. Takt, | im 2. Takt, | im innern Auftakt, | im 3. Takt, | i. 4. Takt |
|---|---|---|---|---|---|---|
| des Liedes | 2A | V | s | 2 a | V | s |
| des Spruches | 2A | V | k | 2 a | S | k |
| des Liedes | 2A | V | k | a | S | k |
| des Spruches | 2A | V | k | 2 a | S | s[6]) |

Die Ähnlichkeit oder Gleichheit des Versbaus ist augenfällig. Der „stumpfe" zweite und der „volle" dritte Takt des Liedes erklären sich aus dem Reimzwang *(sniðo, Goth-ormi)*. Ungleich bleiben außer den Kadenzen der Abverse nichts als der einsilbige Innenauftakt *af* des Liedes. So bestätigt sich zugleich die Konjektur oder vielmehr Deutung *cunio-*[7]).

Eine Verwandte unsrer Brot-Strophe finden wir auch in der 'Vǫlsungasaga', eingefügt in die Erzählung des Giukungischen Mordrats[8]).

---

1) a = stabende, x = stablose Hebung.

2) Vf., Einführung in das Althochdeutsche, M. 18, § 8. 2c.

3) Kluge, Ags. Lesebuch, ²H. 97, Nr. XXIX.

4) E. Wilken, Germania 21. 219ff.; W. Vogt, ZfdA. 65. 99ff. u. 107ff.; W. Krogmann, Beitr. 59. 114ff.; Lindquist S. 19; Vf., Einführung § 64.1b$\beta$.

5) Heusler, Deutsche Versgeschichte I, B. u. L. 25, § 197 mit den Literaturangaben.

6) A = äußere, a = innere Auftakte mit der Zahl ihrer Silben; VKS = volle, klingende, stumpfe erste Takte; v k s = volle, klingende, stumpfe zweite Takte.

7) R. Meißner, Festgabe Fr. v. Bezold, Bonn 21, S. 126ff.

8) Ausgabe Ranisch, ²B. 08, Str. 26 in Kap. 30 und in der Fußnote zu H. Gering u. B. Sijmons, Die Lieder der Edda, H. 88ff., Brot af Skv. 4.4 u. Anm.

*Sumir viþfisk toku, sumir vitnishrę skifþu,*
*sumir Gutthormi gafu gera hold*
*viþ mungati ok marga hluti*
*aþra i tyfrum . . .*

Einige Waldfisch nahmen, einige Wolfsfleisch zerkleinerten,
einige dem Gutthorm gaben Fleisch vom Wolfe
mit Bier und mancherlei andrem
im Zaubertrank . . .

Daß die Brot-Strophe das Vorbild war, ergeben die drei (außerhalb des Verstaktes stehenden und in Wahrheit subjektlosen) *sumir,* die Entleerung und Verwirklichung der Reihen Wolf Schlange Rabe[1]) zu Schlange Wolf Wolf und brieten schnitten teilten zu nahmen zerkleinerten gaben. Es bleibt nur ein Galdrklang mit Kenning in *viþfisk-vitnishrę skifþu.*

Der Erzähler weiß es aber noch etwas besser als dieser Dichter: „Sie nahmen eine Schlange und Wolfsfleisch und ließen es kochen und gaben es ihm zu essen"[2]). Es wird auch aus der vorausgehenden Prosa klar, daß die Beratenden nur Gunnar und Högni sind: der einfachste Beweis jener Entlehnung aus dem Brot- und dem Idisispruch, Sie rufen den Bruder herbei, bieten ihm Gold und Macht und — bewirken durch dies Mahl, nicht daß er eine solche Untat übernimmt, sondern daß er wild und kampflustig wird: das nebelhaft Geistige des alten Zaubers ist auch hier verflogen.

Zugleich aber wird diese Begründung von Gutthorms Mordentschluß und das Anbringen der Zauberstrophe entwertet durch die nächsten Worte: „und durch dies alles zusammen und durch die Vorstellungen der Grímilda (wurde Gutthorm so), daß er verhieß, dies Werk zu tun, und sie versprachen ihm große Ehre dafür"[3]).

Das aber hatten die Giukungen schon zuvor getan, und es fehlt Gutthorms Zusage, weil es erst auf Grimildas Zureden geschehen sollte. So folgen denn hintereinander auf den Mordrat 1. Aufforderung und Angebot an Gutthorm[4]), 2. die Zauberhandlung und die Strophe[5]), 3. ihr Teilerfolg[6]), 4. der volle Erfolg erst Grimildas: Gutthorms Einwilligung[7]), 5. Versprechungen an ihn[8]).

Der Zauber gehört also schwerlich zu Grimhild, aber auch wenn es der Fall wäre, so änderte das nichts daran, daß die Strophe eine herunter-

---

1) Ebenda, Kommentar zu Str. 4.2.
2) Volsungasaga Kap. 30. 35f.
3) Ebenda Kap. 30. 45ff.
4) Ebenda Kap. 30. 34f.
5) Ebenda Kap. 30. 35ff.
6) Ebenda Kap. 30. 45.
7) Ebenda Kap. 30. 45.ff
8) Ebenda Kap. 30. 47.

gekommene Variante der des 'Brot' wäre: der Weg führt vom deutschen Idisispruche zum Brot, zur 'Volsungasaga', und diese „lose Strophe" könnte einen Beleg für praktische Zaubersprüche im Norden abgeben und sich zu dem des Brot (und dem Idisispruche) etwa verhalten wie der Trierer zum Merseburger Pferdespruche.

Es sind aber nicht nur zwei kunstvoll zaubrische Zeilenbauten des Spruches in das Lied übernommen und mit andren Inhalten gefüllt, es verrät sich auch die Kenntnis seines ganzen Sinnes, wenn Brynhild ihren Unheilstraum von Gunnars, des Meineidigen, Zukunft in einer andern Strophe desselben Liedes so kündet:

> Schrecken schaut ich im Schlaf, Gunnar:
> Kalt war der Saal, klamm mein Lager;
> Du, Fürst, rittest, des Frohsinns bar,
> Die Fessel am Fuß, ins Feindesheer[1]).
> *en þu, gramr, riðir, glaums andvani,*
> *fiǫtri fatlaðr, i fianda lið.*

Wir denken an die Heerfessel, personifiziert in der Walküre Herfjǫtr, und die andern, die Haft hefteten, Heer letzten, an die Todesfesseln, die nur der rechte Zauberspruch löst, daß man den Banden entfahren, den Feinden entspringen kann: Gunnar aber reitet gelähmt in die Feinde hinein, und das Furchtbarste ist, daß dann niemand diesen Spruch weiß und spricht, und vernichtet wird „der Niblunge mächtiger Stamm: Meineid schwurt ihr!"

Die unmittelbar auf jene interpolierte folgende Strophe besagt:

> *Soltinn varð Sigurðr sunnan Rinar*
> Erschlagen ward Sigurd südlich des Rheins:

es ist der deutsche „Waldtod" gegenüber dem nordischen „Bett-Tod" des Helden: das Lied gehört zu den fünf „alten" der Edda, die mehr oder minder Übersetzungen oder Überarbeitungen deutscher sind.

Mit sunnan Rínar im Sinne von 'südlich des Rheins' lassen sich förderlich vergleichen die beiden schonischen Ortsbezeichnungen Nordanå und Sunnanå: nördlich und südlich vom Flüßchen Segeå[2]). Sunnan Rínar würde natürlich nicht recht zu dem Odenwalde des Nibelungenliedes (C) passen — die Eddaprosa spricht nur von úti í skógi 'draußen im Walde' —, eher zu der Landschaft von Worms. Es ist aber auch die um Ingelheim, und dort wurde im Jahre 826 Heriolds und seiner Gattin Taufe mit ungeheurem Pompe gefeiert, auch mit einer gewaltigen Hofjagd im Walde einer nahen

[1]) Brot Str. 16, Genzmer-Heusler I. Nr. 3 Str. 18; vgl. „von der Heerfessel gelähmt" Neckel in der Erneuerung der Simrockschen Eddaübersetzung, o. O. u. J. (B. 27), S. 143; „in Fesseln gezwängt" Gering, Die Edda, übersetzt u. erläutert, L. u. W. o. J.; ohne Erklärung in Gering-Sijmons, Kommentar zu den Liedern der Edda II. 1, zur Stelle.

[2]) Nach freundlichem Hinweis von Ivar Lindquist.

Rheininsel (auf der vierzehn Jahre später Kaiser Ludwig starb)[1]). Da mochte man gar wohl von einem jammervollen Gegenbilde aus der heldischen Vorzeit erzählen und vortragen. Nahm König Heriold oder einer aus seiner Begleitung damals das „alte" Lied von Sigfrids Tode mit auf den Heimweg? Oder gab es nicht auch schon inzwischen, seit er sich 814 zum ersten Male dem Kaiser stellte und sein Mann wurde (S. 187), mehr als eine Gelegenheit, es kennenzulernen? Was uns am Hildebrandliede glaublich schien, erhielte am Sigfridliede einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit.

Unser Zauberspruch lag schon vor 817 so in Fulda bereit, wie er dann im Norden Vorbild geworden ist. Ausgestaltete Sprüche sind uns dort überhaupt nicht erhalten, und man könnte aus der Art des Gebrauchs des Idisispruches im 'Brot' schließen, daß es keine nordische Entsprechung gab. Dann müßte man alle alten schriftlichen Erwähnungen auf ihn beziehen, wie man, geändert das zu Ändernde, alle burgundischen Erwähnungen aus den „alten", d. h. deutschen Heldenliedern der Edda herleitet.

Kenntnis eines Walkürenzaubers verraten um die Jahrtausendwende die 'Grimnismal', indem sie unter den dreizehn zur Ausstattung von Walhalla aufgezählten Walküren auch *Herfjǫtr* „Heerfessel" nennen: sie verträte wie die Brot-Strophe von Brynhilds Traum unsre erste Gruppe, die damals *hapt heptidun*. Im Ljoðatal, einer jungen Aufzählung der Zauberlieder, liest man[2]):

Ein viertes kenn ich: wenn in Fesseln man mir
die Gelenke legt:
Die Weise sing ich, daß ich wandern kann:
Es springt mir vom Bande das Bein,
die Fessel von der Faust.

Hier ist sogar die Wirkung des Spruches selbst, die in Brynhilds Traum fehlt (*insprinc* hapt*bandun, invar vigandun: sprettr mer af hǫndum* hapt) mit wörtlichem Anklang ausgesprochen.

Hinter der Tür des Grabes hervor bietet Groa ihrem Sohne Svipdag im 'Grogaldr' Zaubersprüche an[3]):

Das sing ich dir zum fünften, wenn man Fesseln dir
um die Knöchel knüpft:
Lösezauber will deinem Gelenk ich sprechen,
dann springt das Band vom Bein.

Das beruht wohl auf demselben Text und kann unsern deutschen Spruch meinen.

Die späteren Ausmalungen dieser nordischen Schatten nicht nur, sondern auch der raschen Kürze unseres deutschen Spruches dienen zum Be-

---

[1]) Ermoldus Nigellus: MGh., Poetae II.71 V.481—556 u. Anm. 71. 16.

[2]) Havamal 149; Genzmer-Heusler II.27.6.

[3]) Ebenda 28.10.

weis, daß er ganz sinnlich zu verstehen sei, diene dann aber auch der mächtige Klang der drei Walkürenscharen, die durch den nordischen Himmel dereinst dahergeritten kommen, als wollten sie sich uns in Wagnerische Urgeschichte bannen: die wohl bis ans 12. Jahrhundert herabreichende Dichtung von Helgi Hiǫrvards-Sohn sagt von der Walküre Hrimgerd und ihrer Schar:

Dreimal neun Mädchen, doch eins ritt voran,
hellicht im Helm die Maid,
Mähren-Schütteln, von Mähnen trieft
Tau in Talestiefen[1]).

Alles dies würde unsern Zauberspruch im Norden voraussetzen, und wir müssen weiter annehmen, daß der Träger „des" fränkischen Liedes von Siegfrieds Tod auch ihn als deutsches Kunstwerk aufgriff und ihn mit nach Norden entführte, wo er dann in der isländischen Umsetzung des Liedes zwiefach eingebaut wieder erscheint. Das Aufgreifen setzt noch nichts Geschriebenes voraus: die Merseburger Handschrift offenbart Mißverständnisse und Altertümlichkeiten, die auch über ihre Fuldaer Vorstufe zurückweisen. Die Sprachlandschaft seiner erschließbaren Niederschrift ist zwar gut umgrenzt, aber die Freizügigkeit des Spruches wird dadurch schwerlich beschränkt. Andrerseits glaubten wir (S. 192), noch an dem Erhaltenen zu erkennen, daß man die sorgfältige Arbeit einer gelehrten Schreibstube vor sich hat, nicht Entstellungen aus der Praxis. Fulda aber hat sich bereits als Station auf dem Nordwege erwiesen und besitzt eine Niederschrift des Spruches seit etwa 817 (S. 192), besitzt damit aber auch eine leicht zu erneuernde Kenntnis und ein wirksames Verbreitungsmittel für mündliche Weitergabe.

Im zweiten Spruch reitet Phol mit Wodan in den Wald; Balders Pferd „berenkt" „seinen" Fuß; zwei göttliche Schwesternpaare besprechen ihn vergeblich; erst Wodan gelingt die Heilung, mit der nach ihrem Inhalte jahrtausendalten Formel.

Wie kommt es aber, daß diese beiden Schwesternpaare hier plötzlich zugegen sind, ohne wie Wodan und Phol angekündigt zu sein? Und umgekehrt: wo bleibt Phol trotz der Ankündigung? Und warum wird Balders statt Phols „Fohlen" geheilt, dem er doch durch den Stabreim *Ph(ol)*: *v(uoren)* vorbestimmt scheint? Man hat sich zu helfen versucht, indem man behauptete, Balder sei nicht der Name des Gottes, sondern das Substantiv „der Herr". Dann müßte es sich nach der Grammatik, aber auch nach der Mythologie auf Wodan beziehen, und gerade dieser Spruch zeigt ihn als Herrn und Meister. Man hat auch ad hoc einen doppelnamigen Gott

[1]) Str. 28; vgl. die Übersetzungen von Simrock-Neckel a. a. O. S. 312, Gering S. 156, Genzmer-Heusler I Nr. 21 u. den Urtext Neckel S. 142.

Phol Balder (wie Ingwi Freyr) = Phol der Herr (wie Ingwi der Herr) angesetzt, von dem keine Überlieferung weiß, auch die reiche nordische nicht: um so unverständlicher die feuilletonhafte Abwandlung des Namens von Phol zu Balder, die ja wieder zu der Beziehung auf Wodan führt, solange nicht Balder und balder durch Groß- und Kleinschreiben geschieden sind.

Bleibt man demgemäß bei dem ersten Helden Phol, so erhält man die Anfangsverse

*Phol ende Uuodan vuorun zi holza.*
*do uuart demo Pholes volon sin vuoz birenkit,*

und so gewinnt man den Ablauf des nächstverwandten Trierer Pferdesegens *(Krist . . . sancte Stephan . . . Sancte Stephanes hros)*[1]. Und das *volon* bringt einen der vermißten Wortgleichklänge in diese als prosaisch empfundenen Zeilen[2]. Man weiß freilich nicht, ob ein „Fohlen" dieser so gut wie unbekannten Gottheit[3] irgendwie zukam: es ist in den christlichen Sprüchen das Reittier *(pullus asinae)* des Herrn oder seines apokryphen Begleiters beim Einzug in Jerusalem. Jedenfalls ist es nicht das Roß Balders, das nach Snorri[4] mit allem Reitzeuge auf den Holzstoß geführt ward, und nicht das Roß Balders, auf dem ihn Odin in den Eiriksmal[5] glaubt von ferne herandonnern zu hören:

Was tönt dort, Bragi, als ob Tausend sich regten
oder ein zahlloser Zug?
Es kracht alles Bankgebälk, als kehrte Balder heim
noch einmal zum Odinssaal.

Und das würde zu erhellen sein aus dem Helritt Hermodes, der, nach Snorris Prosa-Edda, ihn heimzuholen über die Brücke zur Unterwelt reitet: „Gestern kamen", sagt die Wächterin, „fünf Scharen toter Männer über die Brücke geritten, aber die Brücke dröhnt unter dir allein ebensosehr"[6].

Daß die vier Göttinnen von V. 3 f. keinen Anschluß haben, erklärt sich nun daraus, daß sie mit Balder und für ihn eingeschoben sind.

Eine dritte Narbe: nach den Binnenversen macht ihr germanisches *th* (*thu* V. 3—5, *Sinht* = *Sinth-* V. 4) in der Beschwörungsformel wieder dem *d* Platz (*lidi, lid, geliden* V. 7 und 9 wie *du* und *demo* V. 2).

---

[1]) Steinmeyer, Die kleineren ahd. Sprachdenkmäler, B. 16, Nr. LXIII; vgl. die Beispiele bei O. Ebermann, Blut- und Wundsegen, B. 03, S. 11ff.; F. Genzmer, Arkiv för nord. fil. 53. 55ff., 71ff.

[2]) W. Vogt, ZfdA. 65. 115ff.

[3]) J. de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte I, B. u. L. 35, S. 230f. mit den Anmerkungen.

[4]) E. Wilken, Die prosaische Edda im Auszuge, Paderborn 12, Gylfaginning Kap. 43 u. 49; G. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 20, S. 16; H. Schneider, Beitr. 69. 312ff., 339ff.

[5]) Genzmer-Heusler II. Nr. 34. 3f.

[6]) Übersetzung v. Neckel, Balder S. 17.

Daß diese schon für den Phol-, nicht erst für den Balderspruch aus ihrer indogermanischen Form[1] in die deutsche gegossen sei, würde man daraus noch nicht folgern. Aber was hätten die beiden Einleitungsverse des Pholspruches, in denen *Pholes* erst beseitigt und damit das letzte magische Reimspiel aufgegeben werden mußte, *volon* aber als Stab nicht zu entbehren war, wiewohl es nicht zu Balder paßte —, womit hätten sie Balder und die Göttinnen heranziehen können, wenn nicht die Formel schon eingedeutscht vorhanden war?

Wir könnten dann doch noch etwas mehr über den Pholspruch aussagen. Der *volo*, wenn auch durch Stabzwang und magisches Reimspiel herangezogen, klingt doch nach den zahlreichen christlichen Pferdesegen. Aber mit der Zauberformel Wodans wäre ja das Ganze doch zu dem heidnischen Wodan des Anfangs zurückgekehrt.

Es verhält sich ja auch nicht so, daß alle christlichen Zaubersprüche jünger als alle germanisch-heidnischen gewesen sein müßten.

Jedenfalls hat die magische Dreiheit von II. 3—5 eine nächste Verwandte ohne Zauber im Norden, an der Voluspa:

*Sol þat ne viss-i, hva-r hon sali atti*
*stjǫrnor þat ne viss-o, hva-r þaer staði atti*
*mani þat ne viss-i, hva-t hann megins atti*

Die Sonne das nicht wußte, wo sie Säle hätte,
die Sterne das nicht wußten, wo sie Stätte hätten,
der Mond das nicht wußte, was er Macht hätte.

Hier erzielt der Merseburger Spruch die Bindung dadurch, daß die Sätze (abgesehen von dem Achtergewicht *so he uuola conda*) bis auf die Subjekte völlig gleichlautend sind, und die tragen zugleich die Stäbe. Das Spiel der mannigfaltigen Reimklängen von Spruch I scheint untergegangen in einem einzigen Satz-und Gedankenreim, der nun freilich von dem Gedränge der Göttinnen mächtig zu dem einzig Wissenden und Könnenden emporführt. Die 'Vǫluspa' steigert ihren sogar ganz durchgeführten dreifachen Satz- und Gedankenreim nicht, sondern läßt ihn auf einer Ebene spielen, wandelt nur Subjekte und Objekte ab und mit ihnen die unabdinglichen Flexionslaute, die dann wie Blätter flüstern an den starken Bäumen.

In Spruch II schließen sich mit der Formel unmittelbar die zweite und dritte Dreiheit an. Die zweite (V. 5) ohne Belastung des dritten Gliedes, so daß eine Strophe von 2 + 1 Kurzversen entsteht, eine Vorstufe des im Nordischen eigens für Zaubersprüche ausgebildeten Ljoðahatt der Verszeilenform

——— ———
———
——— ———
———

hier (V. 6) mit nur zwei Stäben und drei schweren Endreimen ge-

[1]) Vf., Vorgeschichte S. 67f.

schmückt und gebunden. Die dritte Dreiheit schon nach deutscher Art zu zwei Langzeilen ausgebildet; dieStabung der ersten wohl aus zwei rührenden (***ben***: ***bena*** und ***bluot***: ***bluoda***) hervorgegangen, aber als ***ben***: ***bena***: ***bluot***: ***bluoda*** legitimiert. Die letzte Kurzzeile gilt als fraglich[1]).

Das Aufpfropfen eines neuen Zauberspruches neuen Inhalts auf einen bereits vorhandenen, wie es hier angenommen ist, hat eine schöne rechtfertigende Parallele am Wiener Hundesegen, dessen Text ja auch immer wieder als lichte Blumenau erscheint[2]).

Da heißt es aber doch *Der heiligo Christ [unta sancte Marti]* der *gauuerdo uualten* statt die *gauuerdon uualten* und *Der heiligo Christ [unta sancte Marti]* de *fruma mir* statt *die frumen mir*. Der zugehörige lateinische Spruch[3]) bittet denn auch allein Christus, und unser Text schiebt den Heiligen mittels des einzigen, und zwar Otfridischen Reimverses, der den Neueintretenden vorstellt, zwischen die stabenden und erweiterten Kurzversglieder: *Do uuas sancte Marti Christas hirti*. Von Wodan, auch von den Möglichkeiten der graphischen Ausnutzung des Textes und der philologischen Ausdeutung der sprachlichen Verschiedenheiten soll hier nicht nochmals die Rede sein.

Mit Martin wird also hier unter Christus wie dort mit Balder unter Wodan eine ganz neue Gestalt in die alte Handlung eingeführt. Balder erhält freilich die ganze Handlung (Leidung) übertragen, Martin nur einen Teil. Beiden wird noch eine Sonderaussage beigegeben (die Strophe der Göttinnen, der Otfridische Vers). Beidemal werden die Gedankenzusammenhänge oder Satzverhältnisse zerstört. Die Verschiedenheiten des Sprachlichen und Formalen sind nicht ausgeglichen. Beiderseits ein gleichartig rohes Verfahren.

Den Wert gelehrter Betreuung (S. 192) aber können wir im Falle des Pferdspruches auch an einem Gegenbeispiele der Praxis ermessen: an dem schon angeführten Trierer Spruch[4]):

| | Trierer Spruch | Mers. II: |
|---|---|---|
| 1 | Es kam Krist und St. Stephan zu der Stadt Salonium ∽ | V. 1—2 |
| | Da erkrankte St. Stephans Ross. | |
| [2] | | V. 3—5 |
| [3] | | V. 6—9 |
| | So wie Krist St. Stephans Ross von der Krankheit heilte, | |
| | so heile ich sie mit Krists Beistand diesem Rosse. | |
| | Vaterunser. | |
| | Wohlan Krist, geruhe zu heilen in Deiner Gnade diesem Rosse die Krankheit, | |
| | wie Du sie St. Stephans Rosse heiltest in der Stadt Salonium. | |

[1]) Ebenda S. 67f.; Vogt, ZfdA. 65. 112f.; Läffler, Studier i nord. fil. 4. 1 u. 5. 5, Helsingfors 1923f. war mir nicht erreichbar.

[2]) Braune, Ahd. Lesebuch Nr. XXXI. 2; R. Kögel, Gesch. d. dt. Lit. bis zum Ausgange des Mittelalters I. 206f. und Pauls Grundriß II². 64f.; Vf., Sokrates 8. 169f.; v. Unwerth-Siebs, Gesch. d. dt. Lit. bis zur Mitte des 11. Jhs., B. u. L. 20, S. 61.

[3]) Steinmeyer, Kl. ahd. Sprachd. S. 396; ders., Ahd. Gll. V. 81.

[4]) Text bei Braune, Ahd. Lesebuch, Nr. XLV mit den Literaturnachweisen S. 169.

Wie im Merseburger Spruche ist die Einleitung ganz erhalten (1). Für die Götter stehen Christus und der Heilige. Der Heilige hat noch ein *hros*.

Kein Mittelstück (2) und keine Beschwörungsformel (3), wenn man nicht das Paternoster, das Amen oder das dreifache Heranziehen der Heilung von Stephans Rosse dafür nimmt: *Soso Krist gibuozta . . . so gibuozi ih. Uuala Krist, giuuertho gibuozian . . .*

Aus dem Zauberspruche ist ein Segensspruch Christi geworden, der dann gleich für mehrere (hinzugesetzte) Pferdekrankheiten gilt.

Die Dichtungen von Balder, d. h. von seinem Tode mit allem, was dazu führt und daraus folgt, besitzen wir vortrefflich zusammengefügt in der Prosaedda Snorris[1]) von etwa 1220, und zwar in der einleitenden 'Gylfaginning'. An sie halten wir uns zunächst, ohne nach Art und Alter der zugrundeliegenden Einzelstücke zu fragen, die erschlossen oder erhalten sind.

„Diese Geschichte fängt damit an, daß Balder der Gute schwere Träume hatte, die sein Leben bedrohten. Als er den Asen die Träume erzählte, da gingen sie zu Rate, und es ward beschlossen, Balder Sicherheit vor jeder Nachstellung auszuwirken“ . . . und es folgt, daß Frigg alle Wesen in Eid nahm, Balder verschonen zu wollen, die Mistel aber vergaß, die ihm dann in Hǫds Hand den Tod brachte.

In diese Vorgeschichte hat das Eddalied 'Balders Träume'[2]) bereits eine andre geschoben. Da beginnt es mit der Beratung der Träume durch die Asen. So schwer werden sie befunden, daß Odin alsbald sein wunderbares Roß sattelt und zur Unterwelt hinabreitet. Die Vǫlva, vom Todesschlaf erweckt, verkündet ihm, daß dort der Met schon für Balder bereitsteht.

Abermals davor könnte dann der wirkliche, nicht geträumte Unfall gehören, dessen vordeutende Unheilskraft durch Wodans Zauberspruch noch einmal unwirksam geworden scheint. Der Fuß wird geheilt, die Bangnis bleibt bestehn, sie ist noch lastender geworden, schon ehe derselbe Gott durch den Ritt in die Unterwelt und unmittelbare Nachfrage noch sichrer zu entrinnen sucht und nun das Unheil unentrinnbar wird. Das heißt: ein vorhandener Zauberspruch ist zu einer Baldergeschichte umgebildet, wenn anders Zaubersprüche ursprünglich nur zu Heilzwecken geschaffen sein sollen. Das schließt sich an unsre früheren Ergebnisse.

Es schließt sich aber auch an die Gestaltung des Helden, die Snorri nicht mehr mit einbezogen hat: die des gewaltigen Reiters der Eiriksmal (S. 199): gerade ihm geschah das um so furchtbarer treffende Unglück.

Hier ließe sich also einmal wirklich die Entstehung einer Götterfabel belauschen?[3]) Und zwar entstünde sie durch eine Kontamination gleich in dichterischer Form. Es wäre sozusagen eine Neufabel (nach „Neulied“ ge-

---

[1]) Wilken Kap. 49; G. Neckel, Balder, S. 6ff. (vgl. oben S. 199); H. Schneider, Beitr. 67. 312ff., 339ff.

[2]) Genzmer-Heusler II. Nr. 3.

[3]) W. Mohr, Beitr. 64. 228.

bildet), die vorhandenes Personal und vorhandene Situation benützte und sich in ihr eine Fuge erspähte, um eine weitre, neue Handlung einzuschieben — wie wirs aus späteren Eddaliedern kennen, z. B. der Guðrunarhvǫt[1]). In unserm Falle wäre in das rätselvolle Neben- und Übereinander, das sich unter dem großen schlichten Teppich von Snorris Erzählung regt, noch ein neues Anfangsstück gefügt. Die Blüten, die aus Balders bösen Träumen und Tod erwuchsen, überwucherten ja schließlich alles, was man sonst etwa von dem Gotte dichtete.

Das Glied, das diese neue Fabel mit den übrigen verbände, bilden außer dem Ersatznamen *Balderes* jene vier Göttinnen, die ja nicht zum Nichtskönnen erfunden sind. Friia ist Balders Mutter, die alle Geschöpfe beschwört, ihn zu schützen, die nordische Frigg Odins Gattin, und Fulla, „die fünfte Asin", ihre Dienerin; alle drei die „Familien"-Gemeinschaft des Todgeweihten, alle auch (jugendlich) zusammengefaßt dadurch, daß Nanna, die Gattin Balders, ihnen und nur ihnen durch Hermode eine Gabe aus der Unterwelt schickt.[2])

Sinthgunt ist in der ganzen Namenmasse der nordischen Mythologie nicht aufzufinden. Sol, die der deutschen Sunna entspräche, wird nach Snorri „den Asinnen zugezählt", und er weiß auch sonst einiges von ihr, aber keine dichterische Fabel.

Das könnte nur ein Einwand gegen nordische Herkunft der vorausliegenden Dichtung sein. Aber wie käme denn auch der Deutsche von der Namensform *Sol* auf *Sunna* oder gar von *Siðjuðr* auf *Sinthgunt* — vgl. *Kudrun* aus *Guðrun, Vǫlundr* aus *Welant!* —, dann auch von *Frigg* auf *Friia* und von *Fulla* auf *Volla?*[3]) Die Dichtung, aus deren Personenkreis er entnahm, indem er in sie hineinbaute, war eben deutsch. Für Deutschland ist es kein Einwand, daß man von diesen Göttinnen sonst wenig oder nichts findet. Im übrigen ist uns die Sonne schon für Urzeiten als Gottheit reichlich bezeugt, durch Volksbräuche auch bis in die Neuzeit, und sie heißt uns „Frau Sonne".

Frigg und Fulla finden wir im Norden auch sonst beieinander[4]); in unserm Spruche bilden sie die Stäbe eines Verses, mögen auf der Vorstufe bereits die Rolle gemeinsamen Helfens gehabt haben. Diese Vorstufe war wegen des parallelen Sinthgunt/Sunna vermutlich ein deutsches Balderlied.

Welche Rolle insbesondere Sinthgunt und Sunna in dieser Dichtung hatten, wissen wir nicht, werden es auch wohl nicht erfahren. (Sie mögen, nach der Reihenfolge zu urteilen, neben dem näheren Kreise Wodan Friia Volla einen fernern um den Helden gebildet haben.)

---

[1]) Neckel, Edda S. 258ff., 214ff., 228ff., 160ff.; Genzmer-Heusler I. 99ff.; vgl. 103ff., 106ff., 135ff.

[2]) Wilken Kap. 35 u. 11.

[3]) Heusler, ZfdA. 52. 97ff.

[4]) J. de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte II, B. u. L. 37, S. 328f.

Daß indessen Quellen der Balderdichtung in Deutschland fließen konnten, zeigt sich auch anderweit: an dem alten, ursprünglich fränkischen Liede von Siegfrieds Tod (S. 192), das uns nun abermals dienen muß.

Es ist dem von Balders Tod und Bestattung nächst verwandt[1]): in der einzigen Schönheit, Reinheit, Liebenswürdigkeit des Helden, dem arglosen Verrat der liebenden Frau oder Mutter, dem Verführen des Mörders und der „bedingten Unverwundbarkeit" des Opfers, mehr indessen noch in dem Schlusse mit dem Scheiterhaufen, der nun zwei Tote trägt, Mann und Frau[2]). Zwar fehlt dieser Schluß dem „Alten" Sigurdliede, er ist aber nach dem „Kurzen" in der ursprünglichen Fassung zu ergänzen[3]). In welcher Richtung hier das Entlehnen geht, das spürt man rasch an der Motivübersättigung von „Balders Tod". Insbesondre ist der Scheiterhaufen nun mit einer Schiffsbestattung verknüpft, Brynhild besteigt ihn, Nanna, nicht mehr heroisch, muß erst, als sie die Leiche hinaustragen sieht, vor Leid sterben.

Das Vermischen des Zauberspruches mit der Balderdichtung ging in demselben Fulda vor sich, das der Idisispruch und das fränkische Siegfriedlied auf dem Wege ins Nordland passierten. Da aber die th von V. 3—5 des Spruches aus der Vorstufe, der Balderdichtung stammen, würde die sich damit den fuldischen th anschließen, die ja noch im Tatian regelmäßig sind. Der Pholspruch mag dann aus dem S. 191 umgrenzten Gebiet herübergekommen und die Grundlage des Balderspruches geworden sein.

Zu alledem paßt, daß Orte eines Balderkultes in Skandinavien sich auf die Bucht von Oslo beschränken und jugendlich (frühestens 8. Jahrhunderts) sind[4]).

Damit würde die Anteilnahme des Hrabanischen Fulda an germanistischer Arbeit, die wir schon aus der Art und Anlage der Mersburger Handschrift zu erkennen glaubten (S. 192), sogar auf Herstellung eines neuen Spruches aus zwei in Fulda vorliegenden Texten ausgedehnt: durch Interpolation eines Stückes Götterdichtung, das nach seiner Sprache schon fuldisch war, und aus einem Spruche, der sich von außen eingefunden hatte.

Wie weit sich Hraban selbst dabei betätigte, bleibt offen: er korrigiert z. B. die fuldische Tatianübersetzung durch, besonders den Anteil Walahfrids[5]), und andrerseits bekennt Walahfrid, seine Isidorglossierung nach Hrabans Kolleg gemacht zu haben; und sicher ist, daß dieser seine gelehrtwissenschaftliche Tätigkeit am liebsten auf Umstellen, Interpolieren, Kontaminieren beschränkte.

---

[1]) Neckel, Balder S. 26.

[2]) Ebenda S. 26 u. 229f.

[3]) Genzmer-Heusler I. S. 37 mit Anm.; ebenda I. Nr. 6 Str. 64ff.

[4]) J. de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte II. 247f.

[5]) Vf., Die Überlieferung des ahd. Tatian, Hallische Monographien hrsg. v. O. Eißfeldt Nr. 4, Halle 48, S. 17ff.

Die böseste Leistung aber dieses Kreises ist das Opfer, das durch die Versachsung des alten Baugulfischen Hildebrandliedtextes der gelehrten Meinung Hrabans gebracht wird, Germanisch sei Sächsisch; die findet sich noch in der Präfatio zum Heliand gleich unklar wieder.

Wir können uns also nunmehr Hildebrand gegen 817 an der Mönchstafel von Fulda wie zwei Jahrzehnte zuvor Ingeld an der von Lindisfarne denken. Wir erkennen auch den Weg Hildebrands aus Ferne und Vergangenheit an den klösterlichen Urkunden und Namenlisten wie den Sprachformen[1]).

Von Balder und Siegfried wissen wir dgl. nicht: sie mögen wie auch die Zaubersprüche von Heriold oder seinen Mannen, von Mönchen und jugendlichem Mönchsnachwuchs oder von Skopen, Spielleuten und „Fahrenden" herangeführt sein, die dann also auch im oder am Kloster gehört wären und Verständnis erhofft hätten.

Eine alte, lange vor dem Beginn unseres Schrifttums ausgebildete Poetik setzen ja doch gerade unsere beiden Zaubersprüche voraus, und sie pflanzt sich von der unfaßlichen Vorzeit der Beschwörungsformel des zweiten über ihre althochdeutsche Gestalt bis zur höchsten Vollendung in der nordischen Ljcðahat-Strophe fort. Bei unserem Dichter aber hat der starre Parallelismus der Binnenstrophe — und seine Verwandtschaft in der 'Vǫluspa' — etwas Urtümliches. Wir denken uns zu alledem natürlich eine Schulung und einen Sachverständigenkreis zunächst dem der heidnischen Priesterschaft als Gegenbild des andern der höfischen Dichter, den wir aus der Kunst in der Entwicklung des Heldenliedes folgern und der ebenfalls über die Zeit des Schreibens zurückreicht.

Wir brauchen indes mit unserem Spruche nicht in phantastische Vorzeiten emporzusteigen. Der Stabreim *Ph*ol : vuoren hält den Phol- und um so mehr den Balderspruch diesseits der hochdeutschen Verschiebung, die Lautung überhaupt im Fränkischen. Da konnte man Balder, wenn er aus dem asiatischen Südosten kam, ebensogut kennengelernt haben, wie den einst iranischen Hildebrand: über das griechische Kaiserreich, die Lombardei und Baiern.

Dagegen hilft uns der Norden leider wenig zur Festlegung des Spruches. Man hat zuletzt 'Balders Träume', das älteste erhaltene Stück der nordischen Balderdichtung, um 930—40 ansetzen zu können geglaubt[2]).

Der Balderspruch würde also auch um 817 das zugleich äußerste und jüngste Germanenwerk Hrabans gewesen sein können — wenn wir unter „Hraban" zuguterletzt noch den Inbegriff der Möglichkeiten Fuldischer Germanenkunde verstehen dürfen: hier werden uns ein erstes und letztes Mal einheimische Heidengötter um ihrer selbst willen in mythologischem Spiel

---

[1]) Vf., Hildebrandlied S. 9ff. u. 40ff.; derselbe, ZfdA. 58. 264ff.

[2]) H. Schneider, Die Götter der Germanen, Tübingen 38, S. 219; ders., Beitr. 69. 349.

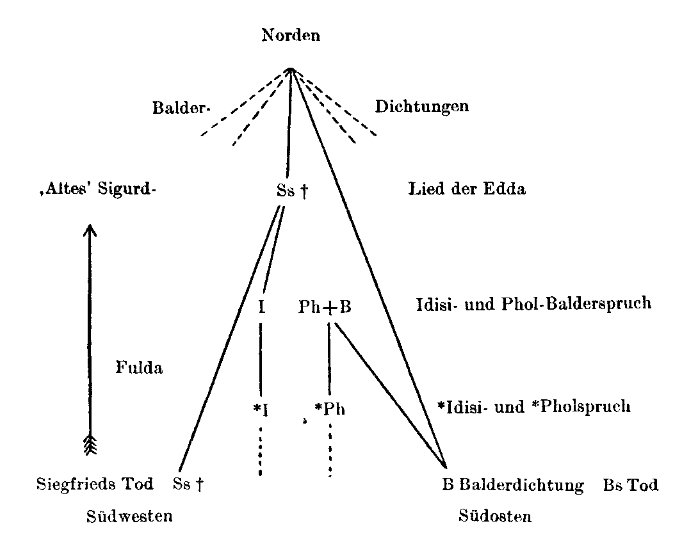
vorgeführt. Vielleicht hat ihn jener schon in seinem allerchristlichsten Buche 'Vom hl. Kreuze' angeführte, robust klingende Deuteronomion-Spruch von der Kriegsgefangenen, die man nach gebüßter Lust entlassen solle (S. 171), besser geschützt als seinen Lehrer Alkuin in seiner Vergilnot alle überkommenen Kompromisse.

Vielleicht aber wirkt auch noch etwas anderes mit.

Die beiden Sprüche (und darauf folgend ein lateinisches Gebet) gehören zum letzten Quaternio der Handschrift. Er beginnt ein Meßbuch, führt es aber nicht mehr zu Ende. Die erste Seite war ursprünglich leergelassen, und dort bot sich der breite schöne Platz für unsere Texte (wie einst für das Hildebrandlied). Sie stehen da (wie die Schriften des Heiden Tacitus), zum Lesen, nicht zum Beschwören. Sie dienen der Germanenkunde. Der Spruch für die Schlacht und der für den verrenkten Fuß gehören auch als Zaubersprüche nur zueinander wie Stücke einer Sammlung, einer gelehrten Sammlung Hrabans, einer Nachkommin der Heldenliedersammlung Karls.

Sichrer ist, daß Hraban, hier mutiger, tiefer und praktischer in das Verdammte zurückgreifend als seine Vorgänger Jordanes und Kassiodor, ein Retter geworden ist — aber nur der aufgezählten Stücke und Stückchen: ein bemitleidenswerter Erfolg, wie es scheint. Aber wir wissen ja nicht, wieviel es damals war, wievieles wieder verloren ging, und der Geist wird uns doch an dem Stückwerk wieder lebendig: es ist das Kostbarste, was uns die Karlische Renaissance auf ihrem Germanenwege zurückgewinnen konnte.

‚Siegfrieds Tod', Balderdichtung und Idisispruch
auf dem Wege vom Süden über Fulda zum Norden.



V

An die 'Institutio clericorum' (S. 187) wird sich die neue Bearbeitung *BH der alten aus Lorsch überkommenen Beichtformel *LS geschlossen haben[1]) Denn sie zeigt Hrabans Art, durch viel Umstellen und wenig Hinzutun neue Texte herzustellen, hier bei den Lastern, deren neue Reihenfolgen und Bewertungen dies Büchlein schon vorbereitet hatte. Solches Bessern, der lebhaften Teilnahme Hrabans für die Fragen der Poenitenz besonders entsprechend, erstreckt sich dann bis in die drei überlieferten Fuldaer Texte[2]) hinein und bezeugt eine große Zahl von irgendwie mit dem Bearbeiter in Beziehung stehenden Exemplaren. Durch Hraban ist dann auch der Weg seiner neuen Beichtform nach seinem Erzbistum Mainz (*MP)· und (durch Walahfrid, *RH) nach Reichenau gegeben[3]).

Die Arbeiten an diesem Werk reichen weit in Hrabans Abtszeiten hinein, und es ist ihm wohl selbstverständlich geworden, daß er sich in seiner enggewordenen Stellung unter Ludwig dem Frommen besonders zu beschränken habe: wir kennen seit jenem Jahre 817 von ihm nur noch Schriften, die der Kirche oder Schule dienen sollten.

Die nah miteinander verwandten Gebete, das selbständig erhaltene „Fränkische" und die an die fuldische und alte bairische Beichte, in Fulda aber auch an den Wessobrunner Hymnus angeschlossenen, die insgesamt mit dem Nebeneinander ihrer Lesarten das Selbständigwerden der Worte und Gedanken vorführen, stammen wohl aus Franken, vielleicht aus der ersten deutschen Beichte in Lorsch[4]).

Der gelehrten Schule dient erst wieder und zwar auf dem alten Fuldischen Glossenwege, der uns durch den Vocabularius Sti. Galli als angelsächsisch, durch die wissenschaftlichen Beigaben der Wessobrunner Handschrift als Baugulfisch, d. h. dem Abt und ersten Lehrer Hrabans zugehörig erwiesen ist — dieser gelehrten Schule dient erst wieder ein Stückchen aus den Jahren 826—29, das einzigartig durch zwei Verfassernamen und eine Überschrift ausgezeichnet ist:

*Sic homo consistit, sic corporis illius artus*
*Expositos Mauro Strabus monstrante tenebo.*

Also die Ausarbeitung eines von Hraban empfangenen Unterrichts durch seinen Schüler Walahfrid, ein Stück von neuartiger Sorgfalt und Gleichmäßigkeit der Sprache. Das Thema „Die Teile des menschlichen Körpers" bleibt hier noch bei Isidors Etymologien, die schon in der Wessobrunner Handschrift[5]) mehrfach zugrunde gelegt und von Hraban selbst in 'De inventione literarum' benützt waren.

In demselben Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler sehen wir die Bibel-

---

1) Vf., Beitr. 49. 271, 278, 297ff., 331ff.

2) Ebenda S. 306ff., 349f.

3) Ebenda S. 306ff., 331ff., 350f.

4) Steinmeyer, Kl. ahd. Sprachd. Nr. XI, XLVIII, XLIf., II; Vf., Beitr. 46. 451ff.; G. Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. u. 11. Jhs., L. 01, S. 14; B. Bischoff, Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit I: Die bayrischen Diözesen, L. 40, S. 266; E. Fabian, ZfdPh. 64. 155.

5) Faksimile-Ausgabe der Handschrift des Wessobrunner Gebets von A. v. Eckardt, M. 22, z. B. Blatt 47b, 48bff., 59aff.

glossen *PSg entstehen, und die St.-Galler Handschrift 283, 9. Jahrhunderts, bezeugt es in Über- oder Unterschriften ausdrücklich. Zu den Leviticusglossen sagt da Walahfrid auch über die Art seiner Arbeit aus: daß er nämlich, weil er seinem Gedächtnis nicht traute, auf die *pittatia glosularum recurrens*, auf seine Glossenzettel, seine Aufzeichnungen zurückgegriffen habe, um doch einen Teil des Mitgeteilten wieder sicher zu stellen. Hraban aber hatte seinerseits angelsächsische Glossare, dazu auch den Vocabularius Sti. Galli benutzt[1]). Das Werk erstreckt sich schließlich über die ganze Bibel.

Es wäre also kein Wunder, wenn sich Walahfrid dann auch an der Fuldaer Gemeinschaftsarbeit unter Hraban beteiligte, die als nächstes 'Deutschwerk unter Hrabans Führung entstand, die zusammenhängende, aber recht mangelhafte Übersetzung der Evangelienharmonie des Tatian, abgeschlossen wahrscheinlich 834[2]).

Die Sprache ist da über die der Isidorglossen fortgeschritten und wiederum von großer Gleichmäßigkeit, aber doch nicht so, daß sich nicht einige Schreiber leise heraushöben, besonders T$\gamma$ (vgl. S. 191) mit alemannischen Eigentümlichkeiten: das würde dann der Schwabe Walahfrid sein, zumal durch sie eine völlige sprachliche Gleichheit mit der großen Bibelglossierung *PSg entsteht, die Walahfrids deutsches Hauptwerk wird, als er bereits Abt von Reichenau ist.

Nur ein einziger Schreibungsunterschied besteht zwischen der Sprache dieses Werkes und der des deutschen Tatian: hier ist germ. *k* je nach dem Folgelaut durch *c* (vor *a o u*) und *k* (vor *e* und *i*) wiedergegeben, dort nur durch *ch*, das im Fränkischen damals (wie heute im Italienischen) ein orthographisches Zeichen für *k* ist, während es im Alemannischen die Verschiebung *ch* wiedergibt, also ein Lautzeichen ist, das zugleich die schriftliche Wiedergabe vereinheitlicht. Außerdem aber verringert es auch den Abstand von T$\gamma$, denn T$\gamma$, in dem wir Walahfrid vermuteten, liefert in T zugleich die meisten und bezeichnendsten Abweichungen von jener Schreibregelung (z. B. *cind, uuirche, uuecchit, achre* u. ä.)[3]).

Durch solche Minutien ist zugleich die ganz erstaunliche Einheitlichkeit dieses Werkes in Sprache und Rechtschreibung gekennzeichnet, und sie ist um so erstaunlicher, als *PSg (838—49) gegenüber dem schon von Hraban vereinheitlichten Stoffe noch aus der anderssprachigen Reichenauer Glossenweisheit bereichert ist. Diese Einheitlichkeit ist denn auch im Althochdeutschen ganz einzigartig, und da diese Sprache in den Handschriften, auch abgewanderten, durch ein den deutschen Glossierungen übergesetztes, dem angelsächsischen .s. = *saxonice* nachgeahmtes .f. = *francice* bezeichnet wird—in Alemannien und von dem Alemannen Walahfrid!—so will sie sich zur fränkischen Staatlichkeit bekennen, wie nachmals Otfrid, wo er vom Volke der Franken spricht. Sie trägt aber auch, einheitlich nach Art und mit den national gewordenen Ansprüchen des klassischen Lateins, noch einen Schimmer der Karlischen Renaissance, wie sie durch die Buchstaberei Hrabans von Alkuin her vererbt war, und ersetzt dessen nach Westen gewandte (mit Verlaub) Isidorische „Hofsprache", die bei ihrer ungefügen Schwierigkeit ohne Nachfolge geblieben war. In dieser neuen Schriftsprache „war die höchste Entwicklung des Karlischen Deutsch erreicht, zart, zerbrechlich, vergänglich in ihrer Schönheit", und wie das *saxonice* bei Hraban den Sinn 'germanisch' annimmt, so entwickelt in Glossen des 9. und 10. Jahrhunderts

[1]) E. Schröter, Walahfrids deutsche Glossierung [*PSg] zu den biblischen Büchern Genesis bis Regum II und der ahd. Tatian, H. 26, S. 52ff.

[2]) Vf., Die Überlieferung des ahd. Tatian, H. 48.

[3]) Schröter S. 140ff.; Tatian, Ausgabe Sievers, § 46—48.

Walahfrids *francice* aus jenem 'reichsdeutsch' den Sinn einer allgemeinen ahd. Schriftsprache, die (in andrer Art als die 'Hofsprache' der Isidorsippe) nicht mehr von der Stammeszugehörigkeit abhängig ist, aber auch bald wieder erlischt[1]).

Nur mit einigen Etymologien und Bemerkungen über Lehnworte und die Reste des Gotischen reicht Walahfrid in die germanistische Zeit seines Lehrers Harban zurück; sie stehen in seinem 'Libellus de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum'[2]). Reichenau ist, wenn uns die Überlieferung nicht betrügt, vom Philologischen her nicht mehr zu einem eignen althochdeutschen Literaturwerke gediehen. Das Georgslied steht auf einem neuen Blatte.

Aber Hraban hat doch den alten sächsisch-germanischen Pfad nicht vergessen, nur daß er ihn jetzt in kirchlich-kaiserlichem Auftrage wandelt.

Denn die sog. Praefatio (A) zum ursprünglichen Heliand (vor 840)[3]) gehört doch wohl ihm zu: sie erweist sich durch die Anwendung des Taciteischen *Germanica* (*lingua*) als fuldisch und gibt durch die wunderbare Meinung, es bestehe eine von jedem Untertanen, wenn er nur (mit der Hrabanischen Ausdrucksweise von *De Inventione*!: S. 188) *Theudisca loquens lingua*[4]) sei, natürlicherweise zu verstehende Gemeinsprache, ein Beispiel für die Deutsch-Theorie und -Politik, wie sie seit jener Tagung von Ingelheim (S. 179) entwickelt war: gemeint ist (nach S. 179) das Nichtlatein der germanischen Stämme des Reiches. Die Praefatio ist eine hochstilige Staatsschrift, die Römisches (außer dem *Germanica* etwa die *res publica* und den *vates*) und Mittellateinisches (wie *sua* statt *eius benevolentia, magno opusculo, divina lectio*) köstlich mischt und die rhythmischen Satzschlüsse erstrebt — soweit das spätere Einmischungen erkennen lassen[5]).

Es bleibt noch als letztes fuldisches Stück der Karlischen Renaissance nicht Hrabans, sondern seines Schülers Hruodolf: die Erzählung der 'Translatio' der Leiche des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen, dem Widukindischen Kloster unweit von Bremen an der Hunte, geschehen im Jahre 851. Hruodolf starb im Jahre 865 vor Vollendung des Werkes, und Bruder Meginhart brachte es zum Schluß.

Zur Renaissance bekennt es sich freilich nur dem Wissenden.[6])

Eigen ist vielleicht gleich zu Anfang die Meinung oder doch eine aus

1) B. Schreyer, Eine ahd. Schriftsprache (noch ungedruckt).

2) Ausgabe Knoepfler S. 18ff.; Vf., ZfdA. 58. 256.

3) Heliand, hrsg. v. E. Sievers, H. 78, S. 3ff.; Vf., Niederdeutsche Mitteilungen 4. 5ff., Lund 1948.

4) Heliand S. 4. 4 u. 3. 17.

5) M. Jellinek, ZfdA. 56. 109ff.

6) Parallelabdruck nach den Quellen bei A. Wetzel, Die Translatio S. Alexandri, Kiel 81, S. 83ff.;Einzelvergleich ebenda S. 12ff.

Tacitus' Germania Kap. 2 entwickelte fuldische Haustradition, daß die Sachsen einst aus England herübergekommen seien: wie dann auch Bonifaz mit den Seinen, ganz von den ,unzähligen Pilgern' zu schweigen. Daran schließt sich aber gleich die andre, daß die Germanen, über deren Heidentum Tacitus ausführlich berichtet, dieselben Sachsen seien: Hruodolf schreibt die Stücke vollständig aus, deren Kenntnis wir schon (S. 164) in Hrabans Schriftchen 'De inventione literarum' wahrnehmen konnten: von Mercurius und seinen Menschenopfern (Mars und Isis sind fortgelassen), vom Fehlen der Tempel und der Verehrung in Hainen; vom Weissagen aus Losen und Vogelflug, aus Pferdewiehern und Zweikampf. Dazu der eigne Satz: Dies alles ist angeführt, um ermessen zu lassen, aus welcher Finsternis dies Volk emporgeführt sei durch den wahren Glauben. Es ist, als ob Hruodolf sich nicht getraue, im eignen Namen vom Heidentum zu schreiben: er scheint, wie der alternde Hraban, nur noch ein heimlicher, vielleicht häuslicher Bekenner der Renaissance.

Und so ist auch Einhart sein Schutz und Schild, wenn er unmittelbar danach[1]) aus dem 'Leben Karls' übernimmt, was dort von den ständigen Rückfällen der Sachsen ins Heidentum erzählt ist: Wie oft waren sie besiegt, ergaben sich, versprachen, was sie sollten, gaben Geiseln, empfingen Gesandte und waren manchmal so weich, daß sie ihren Götzendienst aufzugeben und Christen zu werden versprachen. Aber so bereit sie manchmal dazu waren, so überstürzt waren sie, alles wieder zunichte zu machen, und es ist schwer zu sagen, wozu sie geneigter waren, wie es denn kaum ein Kriegsjahr ohne solchen Umsturz gegeben hat.

Das soll doch wohl wieder ein Bild der neusächsischen Gegenwart sein, gegen die sich die neuen Reliquien wenden. Dazu stimmt, daß hier noch einmal auf die heidnische Verehrung von Quellen und dicht belaubten Bäumen, aber auch auf die in den Sachsenkriegen noch aktuelle Irminsul zurückgegriffen wird.

Alles dies im Hinblick auf das Thema des Buches. Also auch der Bericht über die Aussiedlung der 10000 Männer mit Weib und Kind, durch die der große Karl (804) die Ufer der untern Elbe so verhängnisvoll schwächte. Denn Hruodolf schiebt ihn weit (auf den Friedensschluß) vorgreifend ein, ehe er zu seinem eigenen Abschlusse, der Taufe Widukinds (785) kommt.

In der Tat sieht es so aus, als sei das Abschließen der Einleitung für den ,,Verfasser" zum Liegenlassen der ganzen Arbeit auf Jahr und Tag und bis an sein eignes Ende geworden; das Maskenspiel ließ sich nicht weiterführen, und die Wundererzählungen, jetzt die Hauptmasse, konnten den Humanisten nicht reizen, konnten den Nachfahren der fuldischen Biographen Eigil und Brun sogar abstoßen[2]): hatte er zuvor als ,,Finsternis des Heiden-

[1]) Vita Karoli Kap. 7.
[2]) Vf., Beitr. 68. 105.

tums" von einem Sachsengotte erzählt, dessen Größe sich nicht in Tempeln habe einschließen noch in menschengestaltigen Bildern umfassen lassen, sondern still in Hainen verehrt sein wollte, so hätte er nun den lichten, wahren Gott verhöhnt, wenn er als sein höchstes Hilfsmittel das Küssen des Heiligenschädels und seine Wirkungen auf gläubige Blinde, Lahme und andre Elende pries.

Das geschichtlich Brauchbare bringt erst nach Hruodolfs Tode (865) der Fortsetzer und Vollender, der Geschichtsschreiber Meginhart mit den drei Geleitbriefen Kaiser Lothars: an König Ludwig von Italien, an die Beamten seines Landes, an Papst Leo. Darin heißt es[1]): „Wir möchten Euch kundtun . . ., daß uns die schwere Notwendigkeit aufliegt, in unserem Reich den Dienst der christlichen Religion wieder herzustellen *(quod nobis necessitas magna in partibus nostri regni christianae religionis cultum recuperare incumbit).*" Es folgt die Bitte um hilfreiche Reliquien und dann: „Es gibt nämlich in meinem Reiche ein Volk, gemischt aus Sachsen und Friesen, an den Grenzen der Dänen und Abodriten, das die evangelische Lehre schon lange gehört und angenommen hatte, aber infolge der heidnischen Nachbarschaft nur zum Teil noch fest in der wahren Religion steht, zum Teil aber schon beinah verloren ist, es sei denn, daß mit Gottes Hilfe und durch Euer Heiligkeit Schutz unsre Schwäche gestärkt werde . . ., damit es nicht, in der Schlinge des Irrtums verfangen, ganz von der wahren Religion abfalle und verloren gehe, vielmehr, gleichermaßen durch Lehre aufgeklärt und durch Wunderzeichen gestärkt, um so fester in der Verehrung des wahren Gottes verharre."

Waltbraht, der Enkel Widukinds und Träger dieser Briefe, erhält in Rom die Reliquien des hl. Alexander. Er zieht mit ihnen nach einer Meldung der Annalen von Xanten im Jahre 851 durch die Stadt[2]), und auf feierlicher Fahrt kommt er unter vielen, aber wenig merkwürdigen Wundern heim nach Sachsen.

Halten auch diese beiden Werke an der alten transalbingischen Interessensphäre Fuldas oder doch Hrabans fest?

Laut der 'Praefatio' beseelt den Kaiser ein allgemeiner Eifer für die christliche Religion und das Seelenheil ihrer Bekenner, auch für Unterdrückung alles Schädlichen und Abergläubischen. Aber nichts von Bekehrung und neu nur, daß nun die Worte der Schrift auch an die Ungelehrten kommen sollen. Und (S. 209) jeder Untertan *Theudisca loquens lingua* soll sie verstehen: darum soll sie ein wohlbekannter sächsischer Dichter in *Germanicam linguam* übersetzen?

Damit scheint ein lobenswürdiges, überall immer von neuem erstrebtes Ziel, die Hl. Schrift allgemeinverständlich zu machen, ins Utopische ent-

[1]) Translatio Kap. 4.
[2]) MGh., SS. II. 229.

rückt. Ein Niedersachse, der für alle Deutschen schreibe, wenn noch im folgenden Jahrhundert die sächsischen Könige und Herren sich am Rhein und in Baiern mit ihrer Sprache ein bißchen lächerlich machen[1]) und die Umsetzung von einer hochdeutschen Mundart in die andere soviel Mangel an Verständnis bloßlegt? Dazu ein abkommender, vielleicht auch anrüchiger Vers, dieser indes auf einer Entwicklungsstufe, die, nach dem Hildebrandliede und den Merseburger Zaubersprüchen zu urteilen, im Hochdeutschen noch nicht erreicht war. Und obendrein wissen wir von der alten Abneigung des Kaisers Ludwig gegen das Verdeutschen der kirchlichen Texte.

Da kommt doch, wenn er nicht schon da war, der Gedanke, daß die 'Praefatio' ein weiter kaiserlicher Mantel für eine viel häuslichere Gelehrtenarbeit ist, die den Stempel der Hrabanischen Sprachtheorien trägt[2]). Ist etwa nicht die Identifizierung der Germanen und Sachsen bei Hruodolf die letzte Folgerung aus Hrabans Gleichsetzen des Germanischen und Sächsischen, wie es in 'De inventione' schon angedeutet, in der 'Praefatio' ausdrücklich gesagt und in den Bibelepen zu Wirklichkeit gemacht, aber auch schon in gewissen Formen am Hildenbrandliede versucht ist? Eine Hrabanische Hausmarke, ein Wegweiser.

[3])Selbst in unsern jämmerlichen Resten erkennen wir als schon von Baugulf her überkommen, und zwar nicht durch die Vermittlung der Karlischen Renaissance, sondern durch die der Bonifazischen Mission aus dem angelsächsischen und irischen Humanismus, die Vertrautheit mit einer angelsächsischen Bibeldichtung, der das Germanische an dem Christentum des Heliand zu danken ist und die abermals das Fehlen aller Missionszwecke erklärt. Jetzt aber gab es einen sächsischen *Vates apud suos non ignobilis,* wie es am ehesten der Heliand mit seinen nicht-angelsächsischen Bestandteilen ausweist, die nicht vom Himmel gefallen sind. Oder doch nur indem sehr besondren Sinne der Caedmonlegende (S. 215).

Wir haben mehrere Fassungen des Caedmonischen Hymnus auf die Erschaffung der Welt[4]). Der Wessobrunner Hymnus desselben Inhalts ist in Fulda aus einem angelsächsischen übersetzt, und in Fulda entsteht eine altsächsische Genesis, zu der dann gleichfalls die göttliche Stimme mitsamt der Caedmonischen Legende in Anspruch genommen wird.

Das geschieht in einer frühestens zu Ende des 9. Jahrhunderts zusammengestoppelten Ekloge, den 'Versus de poeta et interprete huius codicis' (= Praefatio II, s. o. S. 209)[5]), in denen aber der Hirt Caedmon zum Landmann wird, schließlich dann doch *patulo sub tegmine* (freilich ohne

[1]) Vf., ZfdaA. 78. 30f., Vorgeschichte S. 409.
[2]) M. Jellinek, ZfdA. 56. 109ff.
[3]) R. Rooth in Studia Germanica tillägnade A. E. Kock, Lund 34, S. 289ff.
[4]) Beda ed. Plummer II. 251ff.
[5]) Heliand, Ausgabe Sievers S. 5f.; M. Jellinek, ZfdA. 56. 118ff.

*fagi!*)[1]) entschlummert und nun, als *vates* angeredet, den Auftrag von oben erhält. Er besingt darauf die fünf Weltalter bis zur Ankunft Christi. Also das ganze Alte Testament hindurch?

Wir haben aber, wie ich glaube[2]), die gesamte erhaltene altsächsische Bibeldichtung nur in den Resten einer Gesamtausgabe von Hraban dem Mainzer Erzbischof, die, nach den verknäuelten Praefationes, vom Alten Testament mindestens die Genesis, und dann den Heliand in dieser Reihenfolge enthielt. Voraus lag und nur aus Praefatio A und dem noch nicht angepaßten Heliand bestand das Werk, das der Abt Hraban in Fulda seinem Kaiser Ludwig bereitete.

Ich glaube auch wieder einmal[3]) an die nordalbingische Herkunft des Dichters und seine Kenntnis anglisch-sächsischer und angelsächsischer Kunst, zumal man ihn endlich aus Südostfalen ausgewiesen hat[4]). Es gilt dafür auch alles, was auf diesen Blättern vom Abecederium an über den fuldischen Nordweg und den Austausch von Zauber- und Heldendichtung gesagt ist. Man kann noch anschließen, daß Hraban, zu schweigen von dem Mittler-König Heriold, noch (826) mit dem Dänenmissionar in Welnao bei Itzehoe und seinem Nachfolger Ganzbert durch Geschenksendungen in Beziehung blieb. Dann aber kam der furchtbare Absturz des Jahres 828: der Einbruch der Normannen, der vielleicht auch unsern Dichter entwurzelt und unter Hrabans Schutz geführt hat.

Daß wir an der richtigen Stelle suchen, darin bestärkt uns jedenfalls die 'Translatio Sti. Alexandri' (S. 209). Die Reliquien, die da im Jahre 851 durch die Lande gefahren werden, sind nach dem von Hruodolf mitgeteilten Briefe Kaiser Lothars an Papst Leo bestimmt für jenen gemischten Stamm an der Nordgrenze (S. 211), der zum Teil beinah zum Heidenglauben zurückgefallen ist: also das nordelbische Land und immer noch der alte Weg und das alte Ziel Fuldas mit seiner Mission, Hrabans und nun Hruodolfs mit ihren besondern geistigen Zwecken. Das Volk, das durch jene von Hruodolf eigens aus Einharts Text herübergeholte, nun erst tragisch gestrafte Umsiedlung der 10000 heimgesucht war und nun, 845, seine Hilfslosigkeit gegenüber den Dänen bei der Einäscherung Hamburgs so jammervoll dartat, war das der mit Friesen versetzten nordelbischen Sachsen.

Ein Jahrzehnt zuvor mochte das Christentum dieser Sachsen bereits den breiteren Halt einer Dichtung besonders gut brauchen können, die sich ausgesprochenermaßen den Laien zuwandte mit der bewährten angelsächsischen Germanisierung und in der altheimischen Versform. Dann wäre diese Dich-

---

[1]) Versus 21; 29; 31.

[2]) Vf., Niederdeutsche Mitteilungen 4 (Lund 48) 5ff.

[3]) Ebenda S. 30ff.

[4]) W. Krogmann, Nd. Korrespondenzblatt 47. 54ff.; E. Rooth, Nd. Jahrbuch 63. 207.

tung ein Stück weiser Staatskunst, verfeinerter Mission, ein Ruhmestitel des alten Hraban, den er treulich seinem Kaiser Ludwig überließ, wie es sein Lehrer Alkuin einst seinem, ach so andern Kaiser Karl tat.

Der Durchbruch des Germanischen in der Bibeldichtung rührt also nicht (wie die Anwendung der 'Germania' des Tacitus durch Hruodolf) von der Karlischen Renaissance her, sondern von dem angelsächsischen Humanismus der fuldischen Frühzeit, den großen Glossenwerken Hadrians und Theodors von Canterbury[1]): Treppenstufen führen Hraban vom 'Vocabularius Sti. Galli' und andern ursprünglich angelsächsischen Sammlungen zu seinen glossierenden Bibelkommentaren (S. 208), zu der gemeinsamen Tatianübersetzung (S. 208) an das Tor einer Bibeldichtung, die sich aber nun nach den literarischen Möglichkeiten und mit Hilfe eines sächsischen Schülers an das angelsächsische Vorbild hielt. Und so erreichte der Arme mit jenem Germanisch-Sächsisch seiner Haustheorie ein (karlisch gesprochen) theotisc, das doch nicht, wie er sollte, jeder Deutsche verstehen konnte, sondern nur der Sachse, dem ja dies Werk ganz unvergleichbar war, groß und schön scheinen mußte, das Werk, um dessen willen nun erst die Tausende seine Sprache lernen.

Der schöne Titel „Praeceptor Germaniae" aber kommt Hraban nicht für seine breite Leistung als theologischer Lehrer zu, der er wohl zugedacht war und die sogar von jenseits der Grenzen Schüler wie Lupus heranzog: Hraban selbst spricht sich das Urteil in jenem Briefe, der die eigne Arbeit des Zerlegens und Neu-Zusammenflickens des unwandelbar Gegebenen wider das selbstverantwortliche Wahrheitsuchen des aufsässigen Schülers rechtfertigte (S. 171). Der Titel gebührt in Wahrheit dem Hraban, der an der Hand Alkuins und der Gotengeschichte des Jordanes über das Deutsche ins Germanische vordrang und damit in einer hartbegrenzten Frist so gut wie alles rettete, was davon erhalten ist: da ist er durch alle Geschlechter der „Praeceptor Germaniae". In diesem Punkte erkennt man besser als irgendwo die gewaltige Lösekraft der Karlischen Renaissance, aber auch noch einmal mehr die empörende Verderblichkeit Ludwigs des Frommen: das Jahr 817 zerstörte die Ansätze zu eignen Eddischen Sammlungen und freiem Dichterspiel mit dem heimischen Erbe.

Den Taten Hadrians und Theodors wie Karls und Alkuins voraus aber liegt jener angelsächsische und irische Geist, der schon im Kloster Iona, der Stiftung des hl. Columba, zur Zeit Prinz Oswalds von Northumberland die heimische Dichtung neben der antiken und christlichen pflegte und mit dessen glücklicher Rückkehr und Thronbesteigung im Jahre 634 zugleich das erste germanische Land für seine erhebende Wirksamkeit eroberte; auch dieser Geist pflanzt sich selbständig und ohne Karlische Renaissance in

---

[1]) Vf., Vocab. Sti. Galli S. 10f.

Fulda, d. h. vor Hrabans germanistischen Arbeiten und Theorien fort[1]): in der Schule Baugulfs und von ihr durch Baturich, gewissermaßen an seinem Mitschüler Hraban vorbei nach Regensburg.

Seitdem er dort (817) Bischof geworden ist, zeigen sich alsbald in gewissen Handschriften insulare Einflüsse. Dazu gehören außer Clm 14540 und 14426[2]) auch die Londoner Kanonesglossen mit ihren ⁊ = 'und', ⁎ = *gi*, *v* für ƿ = *w*[3]), und der Clm 22053[4]) mit dem Wessobrunner Hymnus tut gleichzeitig angelsächsische Inhalte hinzu. Der Clm 14641 enthält u. a. die ältesten Fuldaer Annalen in Urschrift[5]). In diesen Kreis gehört dann auch 'Muspilli'.

Es sind drei Gedichte[6]), alle drei stabreimend: 1. Der Kampf der Engel und Teufel um die entweichende Menschenseele, 2. Der feurige Weltuntergang, 3. Das Jüngste Gericht. Ich stelle sie wie den Heliand und die Genesis zu den biblischen Gedichten, die Beda am Schlusse der Caedmonlegende seinem Helden zuschreibt: *Item de terrore futuri iudicii et horrore poenae gehennalis ac dulcedine regni caelestis multa carmina faciebat; sed et alia perplura de beneficiis et iudiciis divinis.*

Das erste und dritte Gedicht haben wir regensburgisch in der Bearbeitung von Bischof Baturichs Diaconus Ellinhart, den wir 814—21 in den Urkunden des Stifts, aber auch in Abschriften für seinen Herrn tätig finden. Die beiden Gedichte gehören wohl wie der Wessobrunner Hymnus zu den Handschriften, die Baturich als Schüler Hrabans aus Fulda mitbrachte.

Das zweite, dem allein der Name Muspilli zukommt, haben wir auch im angelsächsischen Crist III, und es nimmt schon von da auch den Stabvers über Fulda mit nach Regensburg, wo er zu Ende des 9. Jahrhunderts, entstellt und überwuchert, das letzte Leben unsrer hrabanisch-germanischen Renaissanceform aushaucht.

Aber der Anspruch auf eine Bibeldichtung, der Fulda nach jenem langwierigen Reifen eines verdeutschten Tatian erwachsen sein mochte, schien damit wohl zu Unrecht von dem herrschenden fränkischen an einen andern Stamm vergeben und mit der sächsischen nicht erfüllt, und es wird nun gegen die sächsische die patriotisch staatsfränkische, gegen die germanisch stabende die nagelneu reimende und obendrein hrabanisch auslegende Bibeldichtung erstellt, unterbaut mit schwerer lateinischer Sprach- und Verstheorie, ein Werk, das darin so recht zeigt, was Hraban als Erbe Karls und Alkuins noch immer vererben konnte: Otfrids Evangelienharmonie ist (was

---

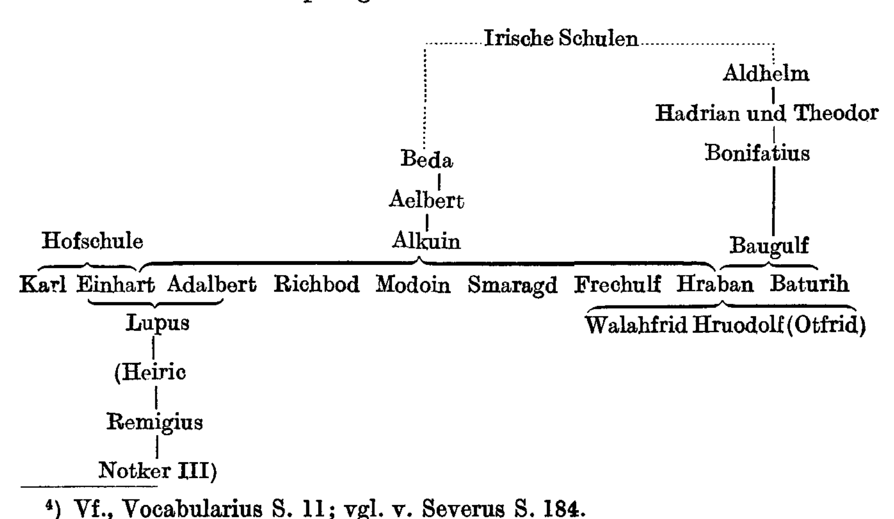
1) Ders., Vorgeschichte S. 143f.
2) Bischoff S. 179ff.; Swarzenski S. 14.
3) Vf., Beitr. 46. 444ff., 450.
4) Ders., Vocabularius S. 120—24; Bischoff S. 18ff.; Vf., AfdA. 60. 16ff.
5) P. Lehmann, Fuldaer Studien S. 28ff.; Bischoff S. 252.
6) Etwa gleichzeitig soll erscheinen: Vf., 'Muspilli II', ZfdA. 82, Heft 3; vgl. H. Schneider, ZfdA. 73. 1ff.

der Heliand schon wegen der Verwandtschaft der angelsächsischen Epen nicht werden konnte) ein gelehrtes Buch, in dem auch die Erläuterungen eingereimt sind, voller Ringens und Stammelns in vielerlei selbstauferlegten fremden und neuen Bindungen, voll unendlichen Fleißes und rührender Hingabe, langsam nur und nie ganz aller Widerspenstigkeiten Herr werdend, unser Herz gewinnend durch kindliche Reinheit und Gläubigkeit, durch je und je aufströmende hymnische und lyrische Kraft in einer Sprache, deren Klangschönheit auch in der Mißhandlung durch das mittellateinische Versvorbild und altlateinische Versgesetze nicht zerstört werden kann.

Wir erhalten nach den lateinischen und christlichen Bestandteilen ein Schul-, kein Renaissancewerk. Es ist aber nach dem Urteil der althochdeutschen Zeit, d. h. nach Überlieferung und Nachwirkung, der Mittel- und Höhepunkt der geschriebenen deutsch-christlichen Literatur. Man muß es so lieben können, wie es ist, in allen seinen Kindlichkeiten: daran läßt sich das Verständnis für die Zeit und ihre Menschen ermessen.

Otfrids Wirkungskraft reicht in den kleinen Reimgedichten in verschiedensten Vermischungen und Abschattungen, die allmählich zu natürlicheren Formen zurückführen, hinab, bis sie in dem neuen Wüstengürtel des 10. Jahrhunderts versiegt. Und erst tief unterm Horizont wetterleuchtet einsam wieder das Deutsch der Karlischen Renaissance in Kommentaren nach, die Notker III. von Heiric und Remigius, den Erben des Lupus, übernimmt.

Schon die angelsächsische Überlieferung kennt Schulstammbäume ihrer weiterführenden Gelehrten und Lehrer[1]). Danach hier eine abgekürzte Zusammenstellung der in unserem Aufsatz genannten als Wegweiser in den unumgänglichen Krümmungen und Sprüngen der Geschichtskonstruktion, für die der Vf. sich hier preisgibt.




[1]) Vf., Vocabularius S. 11; vgl. v. Severus S. 184.